

Peter Madei
„Fensterplatz“

Aber dies Fenster ist mein Trost; hier ist mir das bunte Leben aufs neue aufgegangen, und ich fühle mich befreundet mit seinem niemals rastenden Treiben.¹

E.T.A. Hoffmann

In einem Eckhaus an der Spitze eines gleichseitigen Dreiecks, auf dem im Jahr 1900 im Norden der Stadt Dessau zur Erinnerung an seinen Oberbürgermeister Funk² ein kleiner Park angelegt wurde, wuchs ich auf. In seinem oberen Teil befand sich eine gegen die Straße von einem Mauerbogen abgeschirmte steinerne Sitzecke mit dem Stadtwappen und einem Porträtrelief Funks an einem Mittelpfeiler. Sie öffnete sich auf eine leicht abschüssige, von einem symmetrisch geschwungenen Weg eingefasste Rasenfläche um einen zentralen Brunnen. Dieser Brunnen stellte auf einem kantig aus flachem Wasser rund ragenden Plateau einen von Emanuel Semper³ geschaffenen Germanen mit wallender Mähne dar, der einen Biber fest im Nacken hielt, während ein zweiter in devoter Pose, als bäte er um seinen Artgenossen, aus dem Wasser herauf sah. Die Szene spielte auf die Anfänge der Stadt als Fischersiedlung an.

Die Zeile stattlicher Gründerzeitgebäude mit dem abschließenden dreigeschossigen Eckhaus entlang des Platzes, der mit Linden, Buchen, Ahorn, Weiß- und Rotdornbüschen bewachsen war, hatte die massive Bombardierung der Stadt⁴ unversehrt überstanden. In

¹ Zitat aus E.T.A. Hoffmanns im Jahr 1822 vollendeter Erzählung „Des Veters Eckfenster“

² Der Rechtswissenschaftler Friedrich Funk (1847 bis 1897) war seit 1884 Bürgermeister, seit 1886 auf Lebenszeit wiedergewählter Oberbürgermeister der Stadt Dessau. Beim Muldehochwasser 1897 wurde ihm – zu Unrecht meint man heute – vorgeworfen, Schutzmaßnahmen für die Bevölkerung nicht rechtzeitig getroffen zu haben. Der schon in den Jahren zuvor von einem Nervenleiden tangierte Funk erschoss sich daraufhin.

³ Der Bildhauer Emanuel Semper, 1848 in Dresden geboren, ist ein Sohn Gottfried Sempers. Nach Dessau kam er von Bernburg her 1895 und wohnte und arbeitete hier bis zu seinem Tode im Jahr 1911. Die Grabstätte befindet sich auf dem heutigen Friedhof III.

⁴ Am 7. März 1945 legten britische Lancaster-Bomber die Stadt Dessau, in der im Dritten Reich das Auschwitz-Gift Zyklon B und Kriegsflugzeuge produziert wurden, in Schutt und Asche. 1136

einer von zwei großen Hochparterrewohnungen, die die Vormieter verlassen hatten, wurden meinen Großeltern nach ihrer Umsiedlung aus Schlesien im Mai 1945 zwei Zimmer mit einem hofseitigen Balkon zugewiesen. Das wurde mein behütetes Zuhause, seit die Mutter nach geschiedener Kriegsehe und einem amourösen Zwischenspiel, das mich verursacht hatte, mit einem dritten Mann, mit dem sie ohne mich glücklich wurde, westwärts zog.

Gehbehindert durch ein Hüftleiden von viel zu schwerer Arbeit in ihrer Jugend, bat mich die Großmutter nach der Schule des Öfteren, Obst, Sauerkraut, Eingemachtes oder Feuerholz aus dem Keller heraufzuholen. Dann ging ich den abgewinkelten Korridor entlang, vorbei an Eingangstüren in zwei weitere Mietbereiche, durch die gemeinsame Haupttür in den Hausflur und einige Stufen abwärts zum Hofausgang, dem gegenüber der Eingang zu den Kellern lag. War die Tür offen und hörte ich unten Gläser scheppern oder Kohlen in Eimer prasseln, atmete ich auf. Andernfalls schloss ich sie auf und knipste Licht an, das aus einer staubigen Milchglaskugel unten an der Decke in die Kreuzung zweier Kellergänge streute. War es defekt, und das war häufig der Fall, reichte das Tageslicht vom Hof nur für die ersten Stufen. Bis ich eine Taschenlampe besaß, musste eine Kerze, die der Luftzug bei geöffneter Kellertür ausblies, den weiteren Weg ausleuchten. So kam ich nicht umhin, sie hinter mir zu schließen und die tröstliche Verbindung zum Hausflur zu kappen. Auf reduzierte Fantasie im spärlichen Geflacker durfte ich nicht hoffen, und so beeilte ich mich, zügig den eigenen Keller gerade voraus zu erreichen. In ihm fühlte ich mich wieder sicherer. Indessen zog die Kreuzung unwiderstehlich meinen Blick zur Seite und stoppte mich unabwendbar. Nach rechts war der Quergang schnurgerade und sein Ende auch im Kerzenlicht nach einigen Schritten deutlich. Zur Linken entsprach der Gang dem langen Wohnungsflur darüber und verlor sich hinter dem Knick in völliger Dunkelheit. Erst wenn ich mich vergewissert hatte, dass auch dort nichts und niemand lauerte, konnte ich

Menschen starben bei diesem Angriff. Etwa 80 Prozent der Innenstadt, so viel wie in Dresden, wurden zerstört.

weiter gehen. Jedes mal wieder nahm ich allen Mut zusammen, pirschte mich an die Ecke heran und riskierte den Blick in die Finsternis. Dabei lauschte ich auf jedes Geräusch. Knackte es nicht in den unter der Decke verlegten Gasleitungen und kam auch kein leises Fauchen aus den Kaminschächten, die hinter rostigen Wandklappen endeten, war es am Schlimmsten. Tatsächlich geschah nie etwas, nur einmal blitzte hinter einer am Ende des Ganges abgestellten Holzkiste ein Augenpaar und im nächsten Moment schoss ein Katzentier lautlos an mir vorbei zur Treppe und maunzte kläglich, bis ich es in den Hof hinaus ließ.

War ich endlich in unserem Keller, kam die größte Erleichterung vom Licht durch ein regelmäßig von der Großmutter geputztes Fenster oberhalb des Kohlenverschlages. Bei Tag hellte es den gesamten Raum bis auf die Schräge unter der Hauseingangstreppe auf. Dort war neben einem Hackklotz das Feuerholz geschichtet. In einem mit einer Plane abgedeckten kniehohen Sandhaufen steckten in der Winterzeit Möhren und Krenwurzeln. Rechts und links vom Eingang standen Regale, in denen vom Herbst bis in den Winter in flachen Stiegen Gartenobst aufbewahrt wurde. Hatte ich Äpfel oder Birnen zu holen, hatte ich gleichzeitig die benachbarten Früchte auf bisher unbemerkte Druck- und Faulstellen zu untersuchen und darauf zu achten, dass sie nicht zu dicht aneinander lagen. Vor allem aber waren die Regale mit Einweckgläsern bestückt, deren handbeschriftete Etiketten aus braunem Klebeband Auskunft über Inhalt und Datum ihrer Konservierung gaben. Gleiches galt für einen stattlichen Vorrat grüner und brauner gummiverstöpselter Flaschen mit Most von Äpfeln, Birnen, Rhabarber oder Johannisbeeren. Auch ein Fünfliterglas mit Soleiern fand hier zuweilen Platz. Die mir liebste Köstlichkeit aber lagerte gegenüber dem Kohlenverschlag in einem knapp meterhohen irdenen Fass mit Sauerkraut, das im Oktober in der Wohnung gehobelt, gesalzen und vom gummibestiefelten Großvater eingestampft wurde. Hier unten reifte es heran und komplettierte dann bis ins Frühjahr Sonntags- und Festtags-

braten oder ergänzte Erbseneintöpfe, Kartoffelbrei oder Schlitschgen⁵ auf das Schmackhafteste. Seinetwegen hatte Wilhelm Buschs Witwe Bolte als einziges der Max-und-Moritz-Opfer meine Sympathie, denn bekanntermaßen nimmt ihr Unheil in dem biedereren Bürgerdorf seinen Anfang mit ihrem vorfreudigen Kellergang zum Sauerkohle. Mit einer zwischen Daumen und Zeigefinger mundgerecht gefassten Portion belohnte ich regelmäßig meinen Heldenmut.

Auf der Hausseite am Funkplatz war ein Vorgarten angelegt, eingefasst von einem luftigen schmiedeeisernen Zaun mit ziegelgemauerten Säulen, der zum Fußweg hin manns- hoch, an der Treppe zur Haustür niedriger war. So kam unmittelbar vor dem Kellerfenster niemand vorbei, aber auf dem mit zwei Fliederbüschen verzierten Fleckchen Rasen spielten bisweilen Kinder. War es nicht allzu kalt und das Fenster nicht ganz verschlossen, vergaß ich leicht für eine Weile meinen Auftrag und den Rückweg, hockte mich auf den Hackklotz und sah und hörte zu. „Wo bleibst du denn?“ bekam ich zu hören, wenn ich zurück in der Wohnung war, Großmutters Rüge meiner Pflichtvergessenheit, die keine Antwort forderte und mehr wohlwollende Ermahnung als ein Ausschimpfen war.

Das Schlafzimmer zum Hof maß reichlich drei mal sechs Meter, das Wohnzimmer zur Straße ebenso. Beide Räume hatten ein hohes Fenster mit vier Drehflügeln, die ein Kreuz ergaben, das im Wohnzimmer, zur Werderstraße hin, verdoppelt war. Auf der anderen Straßenseite endete die Bebauung in Höhe unseres Hauses. Daran an schloss sich der Werderplatz, eine gestaltete Grünanlage bis zum Gleis der Dessau-Wörlitzer Eisenbahn, deren Züge in der laublosen Zeit vom Fenster aus sichtbar wurden. Dahinter befand sich das Gelände des Rangierbahnhofs, dessen Betreten streng verboten und um so verlockender für uns Jungen war.

Dass ich nachmittags oft eher als die meisten anderen vom Spielen nach Hause gerufen wurde, war ein guter Grund, das Stubenfenster aufzusuchen. Großmutter war viel in

⁵ Kleine schlesische Kartoffelklößchen, die mit ausgelassenem Griebenspeck und Sauerkraut serviert wurden.

der Küche, und so nahm ich mir ihre Fußbank und stellte mich hinter die Scheiben oder öffnete es, wenn es warm genug war. Dann versuchte ich, den Kontakt mit den Spielgefährten draußen wieder herzustellen. Geling das nicht, wollte ich wenigstens ihr Treiben weiter verfolgen. Waren sie außer Sicht, trieb mir anderes zu.

Der Straßenverkehr hielt sich Anfang der 1960er Jahre in Grenzen. Personautos waren selten. Hin und wieder fuhr ein schwarzes BMW 340er Taxi oder ein dreirädriger Lieferwagen, den wir respektlos ‚Nuckelpinne‘ nannten, knatternd vorbei. Oder Hufeklappen auf dem Kopfsteinpflaster kündigte bevor er ins Blickfeld kam, den Pferdewagen des Kohlehändlers an. Ein langes Brrr brachte seine zwei Braunen zum Stehen. Der Kutscher hängte ihnen einen Futtersack um und tränkte sie bei Hitze aus einem Eimer. Erst wenn die Mäuler im Hafer malzten, wurde die Ladefläche geöffnet und eine Kohlenwaage heruntergehoben. Aus ihrer beweglichen Schütte kippte der Kutscher Zentnerportionen Braunkohle oder Briketts geräuschvoll und staubumwölkt auf den Bürgersteig, bei Extrabehzahlung in grobe Leinensäcke, die dann ein Träger bis in die Keller schleppte. Ebenfalls mit einem Pferdewagen wurde im Sommer Kunsteis ausgefahren. Eine Glocke kündete den Eismann an. Das Eis lag in meterlangen etwa ziegelgroßen Stangen auf einer Gummiplane. Bei Bedarf spaltete er für zehn oder zwanzig Pfennige mit einem Beil handliche Stücke ab und ließ sie aus seinem Handschuh in aufgehaltene Beutel oder Taschen gleiten, mit denen die Kundschaft behend in die Häuser verschwand, um möglichst tropfenarm die Speisekammer zu erreichen. War das Gefährt längst fort, markierte das von der Ladefläche getropfte Schmelzwasser seine Spur und die Haltestellen. Einmal täglich fuhr das gelbe Postauto Marke Framo seine festgelegte Tour, und manche Gardine wurde beiseite geschoben, um die Verteilung der Päckchen und Pakete zu beobachten. Schräg gegenüber verließ, sofern ein Paket in ihr Haus gebracht wurde, eine dickbebrillte, zu jeder Jahreszeit bis hoch den Hals hinauf zusammengeknöpfte Dame, die nach Großmutterns Überzeugung vor Neugier eines Tages aus all ihren Nähten platzen würde, sogleich das

Fenster. Ich stellte mir vor, wie sie schnurstracks zur Wohnungstür lief und dahinter ins Treppenhaus horchte oder gar hinaustrat um den Empfänger festzustellen.

Mehrmals am Tag überquerten drei Frauen mit einem hochrädigen Schubkarren die Straße. Sie hatten neben der Eisenbahn ein umzäuntes Terrain mit einem Schuppen für die Gerätschaften und einer bescheidenen Laube zum Umkleiden, für Essenpausen oder den Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Daneben war von gefegtem Laub, geschnittenem Gezweig und gejätetem Unkraut ein mächtiger Komposthaufen angelegt und neben dem Stellplatz für den Karren lag ein Berg Streusand für die Winterzeit. Von diesem Stützpunkt schwärmten sie in die ihnen anvertrauten Parkanlagen aus, säuberten Gebüsch und Wege, sensten Gras von den Wiesen und reinigten Rinnsteine an den parkseitigen Bürgersteigen. Uns Kinder mochten sie nicht, weil wir sie gern in unsere Abenteuerspiele einbezogen oder einfach nur ärgerten.

Bei der alten Frau Wegner wäre uns das nicht in den Sinn gekommen. Mindestens einmal pro Woche zog sie mit einem Leiterwagen und zwei Bleheimern durch die Werderstraße. Auf den Gleisen des Rangierbahnhofs sammelte sie Kohlen in die Eimer, die beim Aneinanderstoßen der Güterwagen zuverlässig zwischen die Schienen fielen. Die Eimer leerte sie in den Handwagen und rumpelte, nachdem sie einen Strick um Schulter und Deichsel gelegt hatte, zurück in die Wohnung. Eine Krankheit hatte ihren Rücken so sehr verkrümmt, dass uns aller Spott verging. Im lärmenden Geleit von vier hölzernen Speichenrädern, die von verzinkten Metallreifen ummantelt waren, durchfuhr sie unantastbar wie in einem Zauberkreis den Nachmittag.

In der Regel vor dem ersten Mai und dem siebenten Oktober zogen Schalmeienkapelle und Fanfarenzug des Waggonbaubetriebes durch die Straßen, um auf den bevorstehenden Feiertag einzustimmen und führten Fackel- und Lampionumzüge an. Statt mitzulaufen oder nebenher, sah ich mir lieber vom Fenster aus den Vorbeimarsch an.

Ebenso interessant waren einzelne Fußgänger für mich, besonders wenn sie die volle Straßenlänge zurücklegten. Dann tauchten sie millimetergroß ganz hinten am Gasgerätekörper auf. Erst war ihre Kleidung zu unterscheiden, dann ihr Gang, früher oder später, je nach Schuhwerk, hörbar. In der Nähe sah ich die Gesichter und dicht unter dem Fenster ihr Mienenspiel. Manche blickten kurz herauf und lächelten eventuell. Andere sahen betont geradeaus. Alle wussten, dass nach dem Vorbeigehen mein Blick in ihrem Rücken lag. Nicht selten änderte das ihren Gang, in den etwas Gewolltes kam.

Hatte ich Glück, fuhr meine ein Jahr jüngere Spielfreundin Karola mit dem Roller, später mit ihrem Fahrrad vorbei. Sie wohnte einige Häuser weiter auf unserer Straßenseite und gab, als ich nach dem achten Schuljahr mit den Besten der Klasse an das „Philanthropinum“⁶ wechselte, einem Jungen den Vorzug, der nicht zu unserer Zospel⁷ gehörte.

Die meisten Gedanken verwendete ich auf Leute, die ich nicht kannte. Wo kamen sie her? Was hatten sie vor? Verließ ich das Fenster, dachte ich oft weiter über sie nach. Erging es ihnen ebenso? Hatte das einander Bemerken im aneinander Vorübergehen eine Bedeutung für uns? War durch diese Begegnungen etwas gewonnen oder verloren? Manchmal hatte ich Lust, den Leuten nachzugehen und hin und wieder tat ich es. Einmal verfolgte ich einen gedrungenen Mann in mittleren Jahren, der meinem Onkel ähnlich sah. Unter einem Arm klemmte eine Aktentasche, den anderen hielt die Hand, die in einem sehr langen braunen Lodenmantel steckte, eng am Körper. Er wirkte entschlossen und verzweifelt zugleich. Ich folgte ihm über das Gleis der Wörlitzer Bahn hinweg, die vor dem Ortsausgang Richtung Rosslau die Hauptstraße querte, bis zum Haupttor der Waggonfabrik, das er mit einem knappen Nicken zum Pförtner hin, ohne sein Tempo zu verringern, passierte. Vom Großvater wusste ich, dass sie dort in Schichten arbeiteten. Da es Nach-

⁶ 1774 gründeten Johann Bernhard Basedow und Christian Heinrich Wolke im Palais Dietrich eine im Gegensatz zur sonst üblichen Praxis unabhängig von kirchlicher Aufsicht stehende Lehranstalt, die Jugendliche im Sinne des Philanthropismus zu Natürlichkeit, Vernunft und Menschenfreundschaft erziehen will. 1793 wurde die Anstalt geschlossen, doch das Konzept blieb erhalten. Seit 1947 trägt die gymnasiale Einrichtung, in der DDR „Erweiterte Oberschule“, wieder diesen Namen.

⁷ Schlesisches Mundart-Wort für eine ungeordnete Gruppe, das die Großmutter gern gebrauchte.

mittag war, kam er bestimmt erst wieder heraus, wenn ich schlief. Am nächsten Tag wartete ich vergeblich am Fenster, am übernächsten am Werktor. Gab es eine Chance, ihm anderswo zu begegnen? Dessau hatte ungefähr neunzigtausend Einwohner. Sah ich täglich, rechnete ich aus, einhundert Leute, müsste er mir in spätestens zweieinhalb Jahren wieder begegnen, doch das geschah nicht. Seitdem sah ich in jedem am Fenster Vorübergehenden auch eine vorübergehende Gelegenheit, mit jemandem bekannt zu werden.

Waren Straße und Gehwege leer, ließ ich mich von den mächtigen Kastanienkronen auf dem Werderplatz berauschen, die wir zuweilen bekletterten, ohnmächtiger Drohgebärden der Parkhüterinnen gewiss, wenn sie uns im Geäst entdeckten. Dann war Ausdauer und Umsicht gefragt, denn hinter der nächsten Ecke oder einem Trafohäuschen oder dem kreisrunden schmiedeeisernen Pissoir daneben konnten sie auflauern. Auch war es ratsam, in den folgenden ein, zwei Tagen die Fluchtdistanz zu halten. Später hatten wir nichts mehr zu befürchten.

In den Kastanien kam der Wind zur Sprache und im Frühling und sommers zuckten besonders in den Abendstunden Schwalben, die unter den Dächern ihre Nester bauten, im Tiefflug durch die Häuserflucht oder segelten hoch unter Wolken, die ich lange für kompakt hielt. Als ich merkte, dass sie quollen oder sich auflösten, war ich stolz und enttäuscht, dass jeder, dem ich meine Entdeckung erzählte, das längst wusste. Wäre ich jemals im Leben in der Lage, etwas wirklich Neues aus der Welt herauszufinden, fragte ich mich und fand sogleich die nächste Eigenart der Luftgebilde. Sie sogen meine Fantasie auf und trugen sie davon, als wären es die eigens dafür vorgesehenen Transportmittel.

Gegen Vier kam Großvater mit dem Fahrrad und später mit seinem Moped SR 1 von der Arbeit. Ich sah ihn schon von Weitem, er mich erst in der Nähe des Hauses. Ein paar mal lächelte er unter seiner Windschutzbrille, aber dann schien ihm mein Fensterplatz zu missfallen. Ich entnahm das seinen Fragen, ob die Hausaufgaben schon gemacht wären, ob ich der Großmutter behilflich gewesen sei. Wenn ja, hatte er diese und jene Aufgabe

für mich. Aus dem Fenster sehen war für ihn ein Zeichen demonstrativer Untätigkeit. So sollte ich nicht sein. Großmutter sah das anders. Am Fenster war ich in der Wohnung und sie war unbesorgt. Sie war es nicht, wenn ich mit meinesgleichen durch die Gegend strich und selten Lust verspürte, darüber zu berichten. Bald änderte ich den Ablauf der Nachmittage, besetzte das Fenster nach dem Mittagessen und hatte ein gutes Argument. Frische Luft für Kopf und Lunge konnte der anschließenden Erledigung der Hausaufgaben nur förderlich sein. Kam dann der Großvater, fand er mich entweder noch beim Lernen, das er nie unterbrach, oder ich war spielend unterwegs.

Zwei Monate vor seinem Tod nach schwerer Krankheit vollendet das romantische Universalgenie Ernst Theodor Amadeus Hoffmann die Erzählung „Des Veters Eckfenster“. Er selbst ist darin die Figur eines Schriftstellers, dessen körperliches Leiden ihn an seine bescheidene kleine Wohnung bindet und den Weg fortwährender Fantasie aufs Papier blockiert, so dass er in tiefe Depression verfällt. Rettung kommt in der scheinbar ausweglosen Situation von seinem Eckfenster, aus dem sich von schöner Höhe herab auf den hauptstädtischen Marktplatz mit dem Theater blicken lässt. Dort entdeckt ihn der verwandtschaftlich mit ihm verbundene Erzähler, der ihn bewundert und nun mit Genesungsvermutungen hinaufeilt, um eines anderen belehrt zu werden. Er erhält eine denkwürdige Lektion über „das erste Erfordernis“ für schriftstellerisches Talent, über das Schauen. Hoffmann wohnt seit 1816 im zweiten Obergeschoss des Eckhauses Taubenstraße - Charlottenstraße mit Blick auf den Berliner Gendarmenmarkt mit dem Schauspielhaus und den beiden reformierten Kirchen.

Der „Schlussstein und Schlüssel seiner übrigen Werke“⁸ vermittelt dem Gast die Hoffmannsche Qualität von Fantasie. Sie schwebt nicht über seiner Wirklichkeit, noch gleitet sie ins Nebulöse oder Ideale. Sie kommt aus präziser Beobachtung, steigt kraftvoll empor

⁸ So nennt Hoffmann-Biograf Julius Eduard Hitzig (1780 bis 1849) die im April 1822 vollendete Skizze, die der patriotische Dichter und Herausgeber Johann Daniel Symanski (1789 bis 1857) sofort in seiner Zeitschrift „Der Zuschauer“ veröffentlichte.

und fasst eine verheißungsvolle Gegenwart ins Auge. Rasch wird klar, dass die schlechte körperliche Verfassung des Veters zwar den traurigen Rahmen des Textes liefert, die Gabe des Schauens aber nicht verursacht. Sie ist eine Prämisse für nennenswerte Kunst und Literatur und offensichtlich erlernbar.

„Überhaupt, mein lieber Vetter, haben mich meine Beobachtungen des Marktes in der Meinung bestärkt, dass mit dem Berliner Volk seit jener Unglücksperiode, da ein frecher, übermütiger Feind das Land überschwemmte⁹ [...], eine merkwürdige Veränderung vorgegangen ist. Mit einem Wort: das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen; und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist.“¹⁰ Dann zieht er das Resümee siebenjähriger Erfahrung: „Sonst war der Markt der Tummelplatz des Zanks, der Prügeleien, des Betrugs, des Diebstahls. [...] Denn nicht allein, dass das Hökervolk gegen sich selbst und alle Welt zu Felde zog, so gingen noch Menschen ausdrücklich darauf aus, Unruhe zu erregen und im trüben zu fischen. [...] Sieh lieber Vetter, wie jetzt dagegen der Markt das anmutige Bild der Wohlbehaglichkeit und des sittlichen Friedens darbietet!“

Es ist schwer zu sagen, ob Hoffmann in diesem Moment noch die Distanz zu seiner Figur erreicht oder erreichen will, die Goethe zu Heinrich Faust jederzeit hält. Schaut er wirklich was er schreibt? Drängt er mir seine Hoffnung auf? Oder konfrontiert er mich, so leicht als wär's ein Kinderspiel, im Anblick jenes sittlichen Friedens mit seiner Utopie von einer menschenwürdigen Zeit, die das restaurierte Königreich Preußen, dem sein Regent nie eine Staatsverfassung zugestand, aus keinem seiner Fenster jemals erblicken ließ.

⁹ Gemeint ist Napoleon Bonaparte.

¹⁰ Aus „Des Veters Eckfenster“

Es war 1970 während meines Studiums in Leipzig, als ich im Antiquariat in der Grimmaischen Straße eine bibliophile dreibändige Ausgabe mit Hoffmanns Werken¹¹ erwarb. Sogleich machte ich mich über die „Elixiere des Teufels“ her, jene schauerliche Odyssee des Mönchs Medardus, der durch die Welt treibt, um sich ausweglos im schizophrenen Zwiespalt zwischen Täter und Opfer zu verirren. Auch ohne den hinweisenden Namen war mir klar, dass dieser an der Welt zum Wahnsinn Kommende Hoffmanns eigene innere Abgründe offenbart¹². Dass er an dem Roman schrieb, als er die Wohnung am Berliner Gendarmenmarkt bezog, wusste ich nicht. Dass ich als nächstes „Des Veters Eckfenster“ las, war ein merkwürdiger Zufall. Sieben Jahre nur lagen zwischen den beiden Texten, aber ich fand keinen Zusammenhang. Rätselhoffmann hieß er für mich. Bis von *meinem* Fensterplatz aus die Verknüpfung gelang.

Warum, zumal ich zeitig spürte, dass das nicht die Erwartung der anderen war, war mir der Fensterplatz lieber als eine Position im Getümmel? Abwarten um mitspielen zu können war selbstverständlich, beobachtet und kommentiert zu werden nervte irgendwann. „Zieh Leine“, hieß es, wenn ich den Zeitpunkt der Selbstentfernung verpasst hatte. Andere, die so verscheucht wurden, streiften enttäuscht durch die Gegend auf der Suche nach einem neuen Spielfeld. Ich nahm es als willkommenen Anlass, zurück ans Stubenfenster zu kehren. Hier war der Abstand, den ich schätzte, unangefochten, und mein Vergnügen an Gedanken, die sich aus der Distanz ergaben, blieb ungetrübt.

War ich mitten im Geschehen, war ich vor allem damit beschäftigt zu reagieren, mich einzufügen, mich anzupassen, mitzumachen. Das war aufregend und schaffte, wenn Erwartetes gelang, manch glücklichen Moment. Hauptsächlich aber führte es mich in eine diffuse Gemütslage aus Ursachen und Wirkungen, an der mich am meisten die Beliebigkeit störte. Teilhabe am Geschehen wog das nicht auf. Gewiss erträumte ich mir Anführer-

¹¹ „Hoffmanns Werke“ in 3 Bänden, erschienen in „Meyers Klassiker-Ausgaben in 150 Bänden“, Bibliographisches Institut Leipzig - Wien, 1896.

¹² Medardus ist eine germanisch-althochdeutsche Zusammensetzung und bedeutet „Der Redegewaltige“, enthalten auch in Hoffmanns drei Vornamen Ernst Theodor Amadeus.

schaft. Ich stellte mir vor, Spiel und Mitspieler auszusuchen und die Regeln zu bestimmen. Alle sollten darauf warten, was ich vorschlug oder befahl und sich willig meinen Anweisungen fügen. Manchmal ergab sich das tatsächlich, aber so zufrieden wie ich es mir ausmalte, wurde ich dabei nicht. Es fehlte mir auch die Gabe, Quertreiber kurzerhand zurechtzuweisen oder auszuschließen. Im Gegenteil wendete ich mich ihnen stets mehr als den Übrigen zu und verlor auf diese Weise schnell die Kontrolle.

Hoffmanns Fensterblicke trennen die Welt nicht von ihm ab, sie führen sie ihm zu: „Bemerkst du wohl die etwas fremdartig gekleidete Person mit dem großen Marktkorbe am Arm, die, mit einem Bürstenbinder in tiefem Gespräch begriffen, ganz geschwinde andere Domestika¹³ abzumachen scheint, als die des Leibes Nahrung betreffen?“ In eigentümlicher Handgreiflichkeit antwortet der Gast: „Ich habe sie gefasst. Sie hat ein grell zitronenfarbiges Tuch nach französischer Art turbanähnlich um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht sowie ihr ganzes Wesen zeigt deutlich die Französin. Wahrscheinlich eine Restantin¹⁴ aus dem letzten Kriege, die ihr Schäfchen hier ins Trockene gebracht hat.“ Worauf der kunstfertige Vetter, ohne dass klar wäre, ob er die Qualität dieser Beobachtung oder ihren Gegenstand meint, fortfährt: „Nicht übel geraten! Ich wette, der Mann verdankt irgendeinem Zweige französischer Industrie ein hübsches Auskommen, so dass die Frau ihren Marktkorb mit ganz guten Dingen reichlich füllen kann. Jetzt stürzt sie sich ins Gewühl. Versuche, Vetter, ob du ihren Lauf in den verschiedensten Krümmungen verfolgen kannst, ohne sie aus den Augen zu verlieren! Das gelbe Tuch leuchtet dir vor.“

So nah ist die Wirklichkeit dem vermeintlich gespenstischen Hoffmann, so deutlich hat er die Frau vor Augen, und spielerisch – „ich wette...“ – ergänzt er sie um ihren Mann nebst Job und mutmaßlichen Einkünften. Die Wette möchte ich nicht halten aber hinunterlaufen um nachzufragen schon. Des Veters Gast verzichtet darauf und spielt das Spiel viel lieber mit. Dass es keines ist, ist die letzte Lektion, die er bekommt. Die Menge hat

¹³ Häusliche Geschäfte

¹⁴ Sie blieb nach der dreijährigen napoleonischen Besatzungszeit von 1806 bis 1809 in der Stadt.

sich verlaufen, die Händler und Verkäuferinnen sind mit ihren Wagen und Karren unter der regulierenden Obhut der uniformierten Obrigkeit davongefahren, da spricht der kranke Vetter: „Dieser Markt ist auch jetzt ein treues Abbild des wechselnden Lebens. Rege Tätigkeit, das Bedürfnis des Augenblicks trieb die Menschenmasse zusammen; in wenigen Augenblicken ist alles verödet. Die Stimmen, welche im wirren Getöse durcheinander strömten, sind verklungen, und jede verlassene Stelle spricht das schauerliche ‚Es war!‘ nur zu lebhaft aus.“ So wie des Veters körperliches Leiden nicht der Grund für seine Beobachtungsgabe ist, ist es auch nicht der Grund, die eigene Stimme auf Distanz zu halten.

Ein Feuerwerk von Fensterszenen brennt Michail Afanasjewitsch Bulgakow in seinem grandiosen Roman „Der Meister und Margarita“ ab. Neugierig erscheint der Teufel in einem Zeitfenster des Jahres 1929 in Moskau, um die Hauptstadt der vermeintlich fortgeschrittensten Gesellschaft der Welt in Augenschein zu nehmen und die Qualität des neuen Menschen, der die Menschheit entfristen soll, auf die Probe zu stellen. Welche soziale und sittliche Reife ist den Moskauern in einem Dutzend Jahren Sowjetmacht zugewachsen? Drei parallele Welten öffnet Bulgakow zu diesem Zweck. Die erste zeigt die Stadt in der Gegenwart des Autors. Anders als in den von staatsoberst bestellten Lobpreisungen, die die Phalanx seiner Schriftstellerkollegen eifrig ins Volk schmettern, zeichnet Bulgakow in satirischer Manier ein Porträt, auf dem fast jeder hinter einer phrasendurchtränkten verlogenen Oberfläche eigenen Pfründen nachjagt wie eh und je und, wie es bei Hoffmann so schön heißt, sein Schäfchen ins Trockene bringt. Die zweite Welt, in Analogie zum „Faust“, ist bedenklich stabiler strukturiert als die verwirbelte menschliche Gegenwart. In ihr, in einem Zeit-Raum, der unseren fünf Sinnen nur durch besondere Mittelchen wahrnehmbar und zugänglich werden kann, haust Voland¹⁵ und sein Gefolge dem Anschein nach ewig und unbegrenzt. Das Gegenprinzip, das absichtsvoll unverortet bleibt, bewahrt Bulgakow in einer historisch geschriebenen Passionsgeschichte über Pontius Pilatus¹⁶ und

¹⁵ So nennt sich in Goethes „Faust“ Mephisto in der Walpurgisnacht.

¹⁶ Von 25 bis 36 unserer Zeitrechnung war Pontius Pilatus Statthalter des römischen Kaisers Tiberius in der Provinz Judäa, wo er Jesus von Nazareth zum Tod am Kreuz verurteilte.

den menschlichkeitsstiftenden Jeschua Ha-Nozri auf. Ein namenloser Meister schreibt sie mehr und weniger beachtet abseits des sowjetliterarischen Mainstream in einer Moskauer Kellerwohnung. Parallele Motive, Figuren und Handlungen verknüpfen die drei Welten und weiten den historisch konkreten Schauplatz auf menschheitliche Bestrebungen aus, die wir meinen, wenn wir von Zukunft reden.

Der Roman des Meisters im Roman Bulgakows wird von der Staatszensur als konterrevolutionär eingestuft. Daraufhin erleidet der Meister einen Zusammenbruch, verbrennt sein Manuskript und wird in eine Nervenlinik eingeliefert. Margarita, seine Geliebte, sucht ihn beharrlich und lässt sich für ihr Ziel furchtlos sogar mit dem Teufel ein. An seiner Seite spielt sie die verlangte Rolle einer Balkkönigin, und er führt sie mit dem Meister zusammen und rettet den Roman im Roman vor dem Vergessen. In der Realität vernichtet Bulgakow im Jahr 1930 eine erste Fassung seines Buches und diktiert zehn Jahre später, an Neurosklerose erkrankt und erblindet, letzte Korrekturen auf dem Sterbebett. Eine Veröffentlichung im stalinistischen Großreich ist undenkbar. 1966 erscheint eine gekürzte Fassung in der Zeitschrift „Moskwa“¹⁷, anschließend der vollständige Roman im Ausland und 1973 auch das erste Mal in der Sowjetunion. Seine Margarita heißt Jelena Sergejewna und ist seit 1929 treue und mutige Gefährtin in einer lebensgefährlichen Wirklichkeit.

Im Frühjahr 1979 hörte ich als Student am Leipziger Literaturinstitut begierig die Gastvorlesungen des Berliner Slawisten und hervorragenden Kenner der russischen und sowjetischen Literatur Ralf Schröder, der im Jahr 1967 das Nachwort zur gekürzten ersten DDR-Ausgabe des Romans schrieb und von da an über 30 Jahre über Bulgakow forschte.¹⁸ Seine Vorträge am Literaturinstitut teilte er für einen heimlichen Schluck aus einer fla-

¹⁷ Die im Jahr 1957 in der Sowjetunion gegründete Zeitschrift für Literatur und Kunst, die es bis heute gibt, hatte damals im Gegensatz zur „Novy mir“ (dt. Neue Welt) oder „Oktjabr“ (dt. Oktober) eher regionalen Charakter und sah sich etwa in der Tradition der Mitte des 19. Jahrhunderts vom bedeutenden realistischen Lyriker und Verfechter demokratischer Ideen Nikolai Nekrassow (1821 bis 1877) herausgegebenen „Sowremmenik“ (dt. Zeitgenosse).

¹⁸ Ralf Schröder (1927 bis 2001) studierte Geschichte und slawische Philologie in Berlin und lehrte an den Universitäten Greifswald und Leipzig. Im Jahr 1957 wurde er von der stalinistischen DDR-Führung wegen angeblichen Staatsverrats verhaftet und 1958 zu 10 Jahren Zuchthaus Bautzen verurteilt. 1964 wurde er im Rahmen einer allgemeinen Amnestie freigelassen und durfte seit 1966 als

chen Flasche, von dem jeder wusste. Nach den Vorlesungen entfernte er sich zügig, aber einmal trat ich ihm in den Weg und bat um Gehör für mein Konzept für einen Text über mein besonderes Verhältnis zu Fenstern, das mit Bulgakows Roman Kontur gewonnen hatte. Da war er sofort frei von zwanghafter Ungeduld, und ich bekam eine ernsthafte Ermutigung und ein vertieftes Lächeln, als ich mich für Margaritas Fensterzertrümmerung am „Haus der Dramlit“ begeisterte, in dem die Vernichter ihres Geliebten ihr Unwesen treiben. Bei ihrem Hexenritt durch das nächtliche Moskau sucht sie das prächtige achtgeschossige Gebäude für Dramatiker und Literaten heim. „Es ist eine Sache, mit dem Hammer die Fenster des Kritikers Latunski zu treffen und eine andere, ihn ins Herz zu schießen“, zitierte Schröder Asasello, den mordenden Dämon im Gefolge Volands, wie einen Vers. Mit ihm verströmte bittere Erfahrung aber auch Trotz, als sei gegen die Vernunft des Bösen jede Art und Weise der Erwiderung berechtigt.

Fenster sind in Bulgakows Roman die bevorzugten Schnittstellen zwischen der dämonischen Dimension und unserer Wirklichkeit: „Wieder trat Schweigen ein, und die beiden auf der Terrasse¹⁹ beobachteten, wie in den nach Westen blickenden oberen Fenstern der riesigen Häuser blendend hell die gebrochene Sonne aufflammte. Volands Auge brannte genauso wie diese Fenster, obwohl er der untergehenden Sonne den Rücken zukehrte.“ Gern zersplittern Scheiben, wenn sie die Welten wechseln, obwohl der Eindruck bleibt, das sei nicht wirklich nötig und vor allem Dekoration der Auftritte oder Abgänge.

Anders funktionieren die kleinen Fenster direkt über dem Fußweg zur Pforte in eine Zweizimmerwohnung, die der Meister im Keller eines Gartenhauses angemietet hat. „Im Winter“, erzählt er später einem Klinikinsassen, „war es sehr selten, dass ich vor dem Fenster dunkle Beine vorbeigehen sah und den Schnee darunter knirschen hörte. [...] Aber plötzlich kam der Frühling, durch die trüben Fensterscheiben sah ich die erst kahlen, dann Lektor für Sowjetliteratur im Verlag Volk und Welt arbeiten. Dank seiner geduldigen Interventionen bekam ich manches heikle Werk der Sowjetliteratur von Aitmatow, Trifonow oder Tendrjakow zu lesen. Er zahlte dafür ein zweites Mal mit einer Stasi-Verpflichtung als IM und einer zerschundenen Seele. Von 1992 bis 1996 edierte er eine 13-bändige Gesamtausgabe Bulgakows.

¹⁹ Voland und Asasello

von Grün umhüllten Fliederzweige.“ In diesem Frühling, in dem er an seinem Roman arbeitet, begegnet ihm Margarita. Sie und er sind verheiratet, aber die Liebe trifft sie wie ein Blitzeinschlag, wie ein Finnmesserstoß. Jeden Tag nähren sie sie und sich davon und niemand, ihr Mann nicht, ihre Bekannten nicht und auch nicht seine Frau, erfahren etwas, ebenso wenig wie von dem Roman. Herzklopfend wartet der Meister ihr tagtäglich entgegen: „Wenn ihre Stunde heran war und der Zeiger auf Mittag stand, hörte das Herzklopfen gar nicht mehr auf, bis ihre Schuhe mit den schwarzen Wildlederschleifen und Stahlschnallen fast geräuschlos vor dem Fenster waren. Manchmal neckte sie mich, blieb vor dem zweiten Fenster stehen und pochte mit dem Schuh an die Scheibe. Ich war dann im selben Moment an diesem Fenster, doch der Schuh verschwand, die schwarze Seide, die das Licht wegnahm, auch, und ging ihr öffnen.“

Am Ende von zwölf Jahren, am Ende des Romans, am Ende eines teuflischen Rittes an Volands und Margaritas Seite heraus aus Moskau, heraus aus einem Leben, von dem er sich längst losgesagt hat wie auch von seinem Namen, bezieht der „dreimal romantische Meister“, nachdem er die Verdammnis des zweitausend Jahre vom Vollmond gequälten Pontius Pilatus, dem grausamen fünften Prokurator von Judäa, beenden darf, ein ewiges Refugium, ein Haus bereit für willkommene Gäste, mit rankenden Reben bis zum Dach und einem venezianischen Fenster.²⁰

In unserem Wohnzimmerschrank standen drei Reihen Bücher, darunter Nachschlagewerke über Garten, Natur, Technik und Gesundheit, ein einbändiges Universallexikon, ein Duden, ein Atlas, die Bibel und ein Knigge-Benimmbuch. Die anderen Bücher waren Romane und Erzählungen. Goethe, Tolstoi, Hugo, Welk, Stendhal, Fallada oder Bürger hießen ihre Autoren. Die überschaubare Sammlung erweiterte sich nur an Geburtstagen oder zu Weihnachten. Für regelmäßige Buchkäufe gab es kein Geld, aber die Großmutter las täglich vor dem Einschlafen und ging aller zwei bis drei Wochen in die Bücherei, um Nachschub zu holen. Manchmal nahm sie mich mit und irgendwann machte ich den Weg für

²⁰ Fenster mit einem Rundbogen, das zu beiden Seiten von schmalen Rechtecken flankiert ist.

sie, brachte gelesene Bücher zurück und entlieh andere, die sie mir auf einen Zettel geschrieben hatte. Als ich Dreizehn war, eröffnete die Stadt unweit des Rathauses im Palais Waldersee²¹ eine Freihandbücherei, die erste in der DDR, wie die „Freiheit“²² seinerzeit vermeldete. Sie erstreckte sich über zwei Etagen des Gebäudes und eine Treppe im Innenraum führte vom Erdgeschoss mit Garderobe, Bücheraus- und Rückgabe, Kartei und der Abteilung für Romane und Erzählungen hinauf zu den Abenteuern. Dort spürte ich wöchentlich Coopers „Lederstrumpf“-Büchern nach, entlieh nach und nach den kompletten Jules Verne, entdeckte Schwabs „Sagen des klassischen Altertums“ und die Hoffmannschen Märchen. Später hatte ich eine Vorliebe für physikalische Experimente und Biografien über Wissenschaftler und Naturforscher. Das ging auf Kosten des Fensterplatzes im Wohnzimmer, bis ich bemerkte, dass Büchern nur eine andere Art Fenster sind, aus denen sich sogar viel weiter in die Welt sehen ließ. Auch war Großvaters Verdacht der Untätigkeit nun endgültig kein Thema mehr, denn seit ich Bücher verschlang, verlangte er mir deutlich weniger Garten- und Kellereinsätze ab. Der heimische Lesesessel wurde zur Startrampe, von der ich mich an der Seite meiner Helden heraus aus der täglichen Umhauung in die Welt katapultierte. War das Geschehen zu folgeschwer oder nicht zu billigen, war es ein Leichtes, wieder in sichere Gefilde zu kommen. In der Welt bleiben und selbst Hand anlegen wollte ich nicht.

Vielleicht lag das an Gesprächen der Großeltern über die Kriegs- und Nachkriegszeit, über Heimatverlust, Gefangenschaft und Verwandtensuche in der Fremde, über Bombengeschwader und Tiefflieger, die Großvater in die Brust getroffen hatten, in der das Projektil, das Großmutter in ihrem kleinen Schmuckkästchen aufbewahrte, zum großen Glück dicht vor dem Herzen stecken blieb. Sie riefen eine Welt in mir hervor, in der ich in nie-

²¹ Das im Auftrag von Fürst Leopold Franz 1792 bis 1795 für seinen Sohn nach einem Entwurf seines Baumeisters Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf errichtete dreigeschossige Gebäude wurde seit 1823 als Schule genutzt. Im März 1945 brannte es völlig aus, Fassade und Umfassungsmauern blieben jedoch erhalten. Aus der Ruine entstand 1959 bis 1962 die Stadtbibliothek, heute Hauptbibliothek der Anhaltischen Landesbücherei Dessau.

²² Tageszeitung der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) im DDR-Bezirk Halle

mandes Haut stecken wollte, eine Welt, in der jemand jemandem befahl, jemanden ins Visier zu nehmen und ihn für etwas zu strafen, das andere auf anderer Befehl hin getan hatten. War auf diese Weise die Welt zu befrieden? Wenn ich den Lehrern glaubte oder dem Radio oder der Zeitung, war Gutes und Böses säuberlich getrennt und deutlich zu erkennen. Großvater hatte andere Erfahrungen parat, und so hielt ich instinktiv Distanz zu allen, die mir Eindeutigkeiten vorgaukelten. Wichtig war mir, sie im Auge zu behalten. In dieser Zeit hatte ich Träume von brennenden schwarzen Metallfetzen, die schwer und sirenennumheult aus schwarzen Himmeln stürzten und krachend auf unser Hofpflaster schlugen. Das musste ich vom verdunkelten Schlafzimmer aus ansehen. Niemand war in der Wohnung außer mir, niemand war draußen zu sehen und ich stand angstgebannt. Gleich würden die Flammen auf das Haus übergreifen. Ich hatte nur die Chance aufzuwachen, doch das war nicht so einfach wie die Rückkehr aus einem Buch.

Ein Paket der Mutter zu meinem dreizehnten Geburtstag enthielt ein Mikroskop. Das gab es nur in der Schule, und wenn die Lehrerin zu Beginn einer Stunde den Schrank im Biologieraum öffnete, in dem ein Dutzend dieser Geräte unter Verschluss gehalten wurde, war die geforderte Disziplin dahin. Meist wurden vorgefertigte Präparate ausgeteilt, Pflanzenzellen, Blutstropfen, Körperhaare, die wir auf Kommando unter das Objektiv zu schieben hatten, um einen viel zu kurzen, vom drängelnden Nachbarn gestörten Blick darauf zu werfen. Nun brauchte ich mich mit niemandem mehr um den Platz am Okular zu streiten, konnte alles, was mir in den Sinn kam, ausführlich betrachten. Wenn sich entlang der Oberfläche eines Salzkristalls oder Hautpartikels phantastische Landschaften entfalteten und bei verändertem Licht Tagesläufe oder Jahreszeiten wechselten, kam ich mir vor wie auf einer Expedition. Ein Wunder war das schlagende Herz eines Wasserfloh in seinem transparenten Körper, und mehr als einmal erschrak ich vor einem monströsen Insektenkopf. Andererseits irritierte mich, dass nur mit Hilfe des Mikroskops sichtbar wurde, was

ich doch ständig vor Augen hatte. Wieso gelang mir ohne es nicht, die Beschaffenheit von Oberflächen, von Tier- und Pflanzenzellen zu erkennen oder Ursachen von Krankheiten und Mittel für ihre Heilung zu finden? Wenn der Verstand der große Unterschied war, der den Menschen von anderen Lebensformen abhob und ihm die Möglichkeit eröffnete, Natur zu gestalten, wieso war er nicht von Anfang an dafür ausgestattet? Wieso brauchte es Jahrzigtausende für diese Erfindung? Konnte es nicht wiederum Jahrtausende brauchen, bis all das erfunden war, was den Verbleib auf der Erde sicherte? War er in unsere Entwicklung einprogrammiert oder immer ein Zufall? Waren Wille und Zuversicht, die wir in flotten Schriftzügen auf leuchtenden Transparenten bei offiziellen Anlässen durch die Gegend trugen, eine ehrliche Prognose oder täuschten sie nur über einen auf Gedeih oder Verderb geführten Wettlauf hinweg, bei dem längst nicht entschieden war, ob er zu unseren Gunsten verlief?

Im Gegensatz zu den Schulmikroskopen hatte meines auf der Rückseite des Spiegels unter dem Objektisch noch ein Lämpchen. Mit ihm konnte ich auch abends und an jedem beliebig dunklen Platz in der Wohnung beobachten. Im Winter sah ich mir auf dem Balkon Schneekristalle oder Eissplitter an, im Keller an der Decke angefrorene Mücken und Spinnen. Als ich damit angab, bezogen mich die Mitschüler mit einem Mal häufiger in ihre Hofspiele und Pausengespräche ein. Auch wenn es ihnen nur darum ging, selbst zu sehen, wovon ich erzählte, genoss ich die gewonnene Aufmerksamkeit, darauf gefasst, dass sie sich wieder verlor. Nur Großmutter erkundigte sich sorgenvoll. Sie hatte sich gefreut, dass ich nicht mehr mit der Werderstraßenbande die Gegend unsicher machte und Schüler mit Manieren, die mich selbst am meisten überraschten, zu mir kamen. Wenn ich mit ihnen auf dem Balkon oder am Küchentisch hockte, wo Großmutter uns am liebsten sah, bot sie gern ein Schüsselchen Erdbeeren, ein Stück Streuselkuchen oder ein Glas Siruplimonade an.

Nie dachte ich, dass mich irgend etwas von diesem faszinierenden Blick in die Mikrowelt abbringen könnte. Ich träumte jetzt von menscheitsrettenden Entdeckungen in einem Laboratorium oder von der Erforschung der Atome und ihrer Wechselwirkungen mit einem Elektronenmikroskop. Da fiel mir eines Tages in der Bibliothek ein schmales Buch über den gestirnten Himmel in die Hände. In die ersten Seiten versank ich an Ort und Stelle und wurde unterbrochen, weil die Öffnungszeit zu Ende ging. „Majestätisch wölbt sich der klare Nachthimmel über uns, schön und zugleich geheimnisvoll in seiner unendlichen Weite“, begann die Einleitung und endete mit dem Satz: „Wir wollen sehen, was der Himmel wirklich zeigt, beim Spaziergang unter dem Abendhimmel und vor allem – nachts am Fernrohr“.²³ Der Nachthimmel hatte mich bis dahin kaum interessiert, aber beim Lesen dieses Büchleins kam die Erinnerung an ein besonderes Erlebnis zurück.

Es war an einem kalten Weihnachtsfeiertag im Jahr zuvor. Ich hatte eine Taschenlampe geschenkt bekommen und wollte ausprobieren, wie kräftig sie war. Um ungestört zu sein, wartete ich bis nach dem Abendessen. In Büsche und Baumgeäst funzelnd, überquerte ich den Werderplatz und suchte mir eine geeignete Stelle auf den Rangiergleisen. Zuerst richtete ich die Lampe die Schienen entlang, schließlich in den mondlosen sternklaren Himmel. In unbestimmter Höhe verlor sich der Lichtstrahl, ließ aber meinen Blick nicht los und rief ein merkwürdiges Gespür für das Universum hervor und das Ausmaß, in dem sich in unvorstellbaren Abständen die Sterne verteilten. Mit einem Mal war der Untergrund, auf dem ich stand, nicht mehr Ausgangspunkt und Ursache meiner Gedanken und Empfindungen. Vielleicht nur sekundenlang durchdrang mich die kosmische Dimension, die ich so ungeheuerlich nie mehr verspürte. Schauerlich war das und schauerlich schön, und wie ich da stand, gebannt, ergriffen aber ohne Angst im Aufwärtsblick, fühlte ich mich seltsam schwebend, wo hinzu ganz langsam eine Drehung kam, eine unfassbar wuchtige Drehung, die mich unwiederbringlich zerrissen hätte, hätte ich weiter so verharrte. Auch davor hatte ich keine Angst, nur hielt ich die Zeit noch nicht reif für dieses Experiment,

²³ Klaus Ullerich „Nachts am Fernrohr“, Verlag Neues Leben, Berlin 1963

wusste nichts von der Einmaligkeit dieses Augenblicks. Heute nehme ich an, dass kein Wille und kein Training diese Empfänglichkeit hervorbringt, aber einmal im Leben für Momente jeder, denn wir alle sind Sternenstaub, diese Lage verspürt. Offen bleibt die Frage, ob das einen Sinn hat oder Folgen, denn immer beziehen sich die Gedanken, die ich habe, auf mich zurück. Ich müsste von mir absehen können, um mehr zu erkennen. Möglich ist, dieser kosmischen Empfänglichkeit eine Bedeutung zu geben und mich jederzeit darauf zu beziehen.

Verstört kam ich zu Hause an, behielt das Erlebte aber für mich. Nach einiger Zeit suchte mich ein Traum heim, den ich erst später in Verbindung damit brachte. Ich schwebte schwerelos mit dem Blick nach unten über einer großen Stadt, die sich langsam drehend von mir entfernte, wobei nicht zu sagen war ob ich aufstieg oder sie unter mir wegstürzte. Die Drehung wurde immer schneller und schleuderte mich zuletzt ins Erwachen. Das war aber noch nicht das Ende, denn sie setzte sofort wieder ein, wenn ich die Augen schloss. Zu Ende war es erst, wenn ich im dunklen Zimmer einen Anhaltspunkt fand, etwa die Kontur eines Möbelstücks oder einen Lichtstreif zwischen den Lamellen der Fensterjalousie oder unter der Zimmertür zum beleuchteten Flur. Wenn ich bis zum Einschlafen darauf starrte, hatte ich für diese Nacht Ruhe. Täglich kam der Traum, bis ich lernte, den beängstigenden Flug zu kontrollieren. Meine Chance war, dass seine Wirkung über den Schlaf hinaus reichte. Es gelang mir, ihn wach mit geschlossenen Augen auch am helllichten Tag zu simulieren. Öffnete ich sie, brach der Flug ab. Gleichzeitig presste ich die Hände gegen den Untergrund und stellte zufällig die gleiche Wirkung fest. Das war der Ausweg aus der nächtlichen Not. Fühlte ich die Matratze unter mir, verschwand die Haltlosigkeit und verlor sich bald ganz aus den Träumen.

Entlang meines Schulweges bemerkte ich am Eckhaus der Ferdinand-von-Schill-Straße zur Johannisstraße eine Haustafel, die auf Heinrich Schwabe²⁴ hinwies, ein Wissen-

²⁴ Samuel Heinrich Schwabe (1789 bis 1875) war deutscher Astronom und Botaniker. Zwei Jahre lang studierte er Pharmazie, Chemie, Botanik und Physik in Berlin, übernahm 1811 die Apotheke seines Vaters und widmete sich seit 1829 ausschließlich naturwissenschaftlichen Beobachtungen. In

schaftsautodidakt, dessen jahrzente lange akribische Beobachtungen in Botanik, Meteorologie und Astronomie die Aufmerksamkeit der Fachwelt seiner Zeit fanden. Als Schüler wurde auch er mit Resten philanthropischen Gedankenguts vertraut, auf das seinerzeit der Landesfürst²⁵ nach Schließung der Lehranstalt²⁶ ein Auge hatte, in meinem Fall der Direktor und Deutschlehrer²⁷, soweit sein sozialistischer Bildungsauftrag ihm Spielraum ließ. Durch Veröffentlichungen in den „Astronomischen Nachrichten“ wurde Alexander von Humboldt auf Schwabe aufmerksam, besuchte ihn im Jahr 1833 und vermittelte ihn als Lehrer der Fürstenkinder. Sein besonderes Interesse für Sonnenflecken und die Entdeckung des nach ihm benannten elfjährigen Schwabe-Zyklus im Jahr 1843, für die er 1855 zum Ehrenmitglied der Londoner „Royal Astronomical Society“ ernannt wurde, spornten mich an und verkürzten den täglichen zwanzigminütigen Schulweg zum „Philanthropinum“ mit Visionen eigener astronomischer Projekte, die ähnliches Aufsehen erregen sollten.

Schwabe gewann sein erstes Fernrohr in einer Lotterie, ich bekam von meinem Onkel das ungefähr fünffach vergrößernde Zielfernrohr eines ausrangierten Theodoliten geschenkt. Es vertauschte das Bild horizontal und vertikal und funktionierte somit wie ein astronomisches Teleskop. Großvater sorgte dafür, dass ich es auf das dreibeinige Stativ seiner Agfa-Box²⁸ montieren konnte. Vom Balkon aus war damit kaum ein Viertel des Himmels einsehbar und so ging ich oft auf eine Wiese am Werderplatz oder wagte mich auf den gruseligen Dachboden, postierte mich an einem Fenster oder legte die an einem Kamin aufgehängte Sprossenleiter an den dem Schornsteinfeger eingerichteten Ausstieg

seiner Schrift „Politische Begebenheiten meines Lebens“ liefert er ein Zeitzeugnis seiner Tätigkeit als Abgeordneter in der bürgerlichen Fraktion des Dessauer Stadtrates während der bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49 in Anhalt-Dessau.

²⁵ Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740 bis 1817) war ab 1758 regierender Fürst, seit 1807 Herzog von Anhalt-Dessau.

²⁶ Im Jahr 1786 begründete Carl Gottfried Neuendorf, der schon am „Philanthropinum“ unterrichtet hatte, in Dessau eine reformierte Hauptschule, die die Zeit der Privat- und Winkelschulen beenden sollte.

²⁷ Oberlehrer Siegfried Dohnert (1929 bis 1987) unterrichtete mich in den Fächern Deutsch und Geschichte und war von 1965 bis 1968 Direktor des „Philanthropinum“.

²⁸ Eine 6 x 9-Rollfilmkamera der Firma Agfa, die 1930 in den Handel kam. Großvaters Modell Agfa-Box 600 wurde in den Jahren 1951 bis 1957 produziert.

zum Flachdach. Beide Hände waren nötig, um die massive Luke, auf der Leiter balancierend, beiseite zu schieben und nach den Beobachtungen wieder einzuhängen. Dort lag ich manchmal eine Stunde lang auf dem Rücken, um Sternschnuppen zu entdecken, ihre Bahnen zu skizzieren und später in eine Sternkarte zu übertragen. So ließ sich der Himmelspunkt finden, aus dem sie der Erde entgegenstürzten.

Den Astronomiebestand der Stadtbücherei kannte ich in kurzer Zeit. Formeln und Berechnungen, für die mein Schulwissen noch nicht reichte, hielten mich von der Welt der roten Riesen und weißen Zwerge, der Gasnebel und Galaxien, der Mondkrater und Sonnenflecken nicht ab, im Gegenteil. Ein Astronomiestudium wurde mein größter Wunsch, doch fast ohne Gegenwehr fügte ich mich der Empfehlung des Physiklehrers, ein Lehrerstudium zu absolvieren, das meinen schulischen Leistungen eher entspräche.²⁹ Aller zwei Wochen beteiligte ich mich an einer Arbeitsgemeinschaft Astronomie im „Deutschen Kulturbund“³⁰ und hielt mich über drei Jahre in der eingefleischten Herrenriege. Eine Schulsternwarte gab es in Dessau nicht, und ein Briefwechsel mit der landesweit bekanntesten in Rodewisch war mir zu wenig. Großvater beredete ich zu einer Zeitungsannonce und für 30 oder 40 Mark bekam ich ein schwarz lackiertes ausziehbares Messingfernrohr, das mit einer 40fachen Vergrößerung dem Schwabeschen³¹ wohl nachstand, meinen Enthusiasmus aber nicht minderte. Nach meinen Entwürfen baute er ein Stativ mit massivem Zementfuß und einer parallaktischen Montierung, mit der sich den beobachteten Objekten nahezu zitterfrei auf ihrem Weg am nächtlichen Himmel folgen ließ. Unübertroffen bei aller Begeisterung für die vergrößerten Welten blieb mir aber der Blick mit bloßen Augen in die mondlose gestirnte Nacht, wenn sie sich an seltenen Tagen ungetrübter Atmosphäre tiefschwarz öffnet. Dann ist es die scheinbar willkürliche Verteilung der Himmelskörper mit dem ver-

²⁹ Wie ich später erfuhr, hat er für meine Anwerbung als Lehrerstudent eine Kopfprämie erhalten.

³⁰ Die im Jahr 1945 gegründete kulturelle Massenorganisation fungierte als Dachverband unter anderem für die 1954 ins Leben gerufene „Gesellschaft zur Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse“, in der sich auch die Hobbyastronomen organisierten.

³¹ Nach seinem ‚Lotteriegerät‘ bestellte Schwabe im Jahr 1825 ein Fernrohr bei dem Physiker Joseph von Fraunhofer, das das Herzstück seines Observatoriums auf dem Schwabe-Haus wurde.

dichteten Sternenband, aus dem ich eine unerklärliche Schönheit und Vollkommenheit verspüre. Bei aller Liebe zur Symmetrie, ich käme nicht auf die Idee, im stellaren Raum nach Regelmäßigkeiten zu suchen. Sie zu finden wäre mir nur peinlich und ein allzu armseliger Hintergrund für die eigene Natur.

Einer Abendbekanntschaft vor wenigen Jahren verdanke ich ein weiteres Vollkommenheitsbild. Ein Freund hatte den Kontakt zu einer etwa vierzigjährigen Dame vermittelt, die mich zunächst mit einer Ausstrahlung beeindruckte, die manche Menschen ohne weiteres Zutun auf andere haben. Vielleicht sind erotische Signale im Spiel aber nicht ausschlaggebend. Tee war unser einvernehmliches Getränk, Kerzenlicht und bequeme Sessel schafften in dem nicht weiter besonderen Vorstadthäuschen ein Wohlbefinden, in das sie ohne große Zurückhaltung ihr Leben goss, zu dem ich mich äußern sollte. Ich hörte die Geschichte eines perfekten Zusammenbruchs, der sie aus einem gut situierten Dasein, aus klar ins Auge gefassten Zielen und einer vermeintlich restlosen Wunscherfüllung ins Bodenlose stürzte. Etwas, das sie Seele nannte, sagte sie, hätte ihn ausgelöst, hätte sie inwendig angehaucht und völlig aus der Balance gebracht. Das perfekte Scheingeschäft ihrer sortierten Existenz als Leistungssportlerin, Betriebswirtschaftsstudentin und Unternehmensberaterin war aufgefliegen und zerplatzt, der Zusammenbruch ein spektakulärer Schlusspunkt ohne plausiblen Grund, das Leben danach fortzusetzen, aber ein anhauchendes Etwas hätte noch an ihr gehaftet, sie nicht losgelassen und einen neuen Anfang verlangt. Den wollte sie jetzt gestalten, hatte sich mit Ernährungswissenschaft und chinesischer Medizin befasst, im Selbststudium Ursachen und Heilungsmöglichkeiten von Krebs, Depression und Burnout ergründet und nannte sich, da wurde ich stutzig, Lebenscouch und Personaltrainerin. Mit neuem altem falschem Ehrgeiz organisierte sie Vorträge, Kurse und Seminare, in denen sie die eigene Katastrophe und ihre Überwindung handlich machte und gegen stolzes Entgelt Ratlosen und Hilfesuchenden zur Verfügung stellte. Ungeachtet dieses merkwürdigen Einschwenkens in vertraute Bahnen, das sie nicht zu bemer-

ken schien, faszinierte mich der Mittelpunkt ihrer Gedanken, jene Überzeugung von der Ganzheit und Vollkommenheit des Menschen, die ihm in manipulierten Werdegängen, in Wettkämpfen um möglichst hohe Renditen und kostspieligen Eigennutz abhanden kommt. Dieser Verlust, so ihre Schlussfolgerung, wird mit Ängsten bezahlt, Ängste, die den Erfolg im Augenblick auf Dauer ruinieren: Angst zu verlieren, Angst zu versagen, Angst zu verletzen oder verletzt zu werden, Angst vor dem Jobverlust, vor der Einsamkeit, vor der Zukunft, Angst hinter mangelndem Selbstwertgefühl, hinter Selbstmitleid, Gier und Ungeduld, Angst vor der Angst. Aus diesen Ängsten erklärte sie Unzufriedenheit, Stress, Krankheit und Mangel. Ihre Therapie sollte diese Ganzheit ins Bewusstsein bringen und mit ihr ein höherwertiges Lebensgefühl, das die Wahrnehmung von Vollkommenheit an sich und an anderen erschließt und die Sinnlosigkeit, auf Kosten und zu Lasten anderer leben zu wollen.

Mein naturwissenschaftlicher Hintergrund sollte ihrer Absicht zu anschaulichen Bildern verhelfen. Oder ging es ihr um einen Test ihres Gedankengebäudes? In jedem Fall wollte sie Teilhabe an ihrer Neugeburt ins Wesentliche, deren feierlichem Glanz ich mich nicht entzog. Auf Nachfrage bestätigte sie ihre Überzeugung, jeder käme unabhängig von seinen Anlagen, von körperlichen und geistigen Voraussetzungen mit immer der gleichen Dosis Lebensenergie – wir bemaßen sie mit einhundert Watt – auf die Welt. Dieses Quantum Energie bringt uns zum Leuchten, erwärmt und bewegt, und nur unser Unvermögen, das als Vollkommenheit, komplett und ideal, wahrzunehmen, führt in die Irre und treibt in Wertordnungen und Hierarchien, die mehr oder weniger gut funktionieren, mehr oder weniger Akzeptanz haben und dem Einzelnen Positionen in der Gesellschaft zuweisen oder absprechen, ihm Wege bahnen oder verschließen.

Nicht minder originell war ihre Version von Gut und Böse. Beides seien ebenfalls Potenziale, in jedem von uns vorhanden und in der Gesamtbilanz neutral. Erscheine jemand als übermäßig gut, sei sein Böse-Potenzial nicht reduziert, sondern nur unterdrückt. Dann,

glaubte sie, suche er unbewusst die Nähe eines Menschen, der diesen Teil auslebe und neutralisierte ihn auf diese Weise. „Würde man das Böse im Menschen beseitigen, zerstörte man die Grundbedingungen des Lebens“, ließ der Freidenker und Kritiker der menschlichen Überheblichkeit gegenüber der Natur Michel de Montaigne³² schon im 16. Jahrhundert wissen. Auf ihn bezieht sich Jean Baudrillard³³ in seiner Wahrnehmung des Terrorismus am Anfang des 21. Jahrhunderts: „Das Gute und das Böse sind unauflöslich miteinander verbunden, das ist im ursprünglichen Sinn fatal: Bestandteil des Fatums, unseres Schicksals.“³⁴

Mit der Interpretation von Gut und Böse als energetischer Bilanz war ich insoweit einverstanden, als ihre Wechselwirkung bedeutende Handlungsschübe auslöst. Energieformen im naturwissenschaftlichen Sinn sind es für mich nicht. Ich habe keinen Beleg für ihre universelle Dimension und halte sie für ausgesprochen menschliche Aspekte. Der Charme des Gedankens, aus dem der Lebenslauf meiner Abendbekanntschaft lugte, lag in der offenen Absage „an die Machbarkeit der moralischen Perfektion, an die pannenfreie Zukunft in der besten aller Welten“³⁵, die mir die moderne Industriegesellschaft mit ihrem globalen Technikwahn täglich suggeriert. Eine Art déjà-vu verband diese an Einvernehmen reichen Stunden mit jenem Zustand, in den mich die Lektüre der „Bewusstseinsnovelle“ von Botho Strauss wenige Wochen zuvor versetzt hatte.³⁶ So wie hier hatte ich mir die Atmosphäre in seinem Zirkel vermeintlich inaktiver, vermeintlich unbeholfener junger Leute

³² Michel Eyquem de Montaigne (1533 bis 1592) war französischer Politiker, Philosoph und Begründer der Essayistik. Der unorthodoxe Humanist distanzierte sich bewusst von der klassischen Wissenschaft und betonte den Wert konkreter Erfahrung und unabhängigen Urteilens. Ursächlich ging diese Haltung aus der Erfahrung der Religionskriege hervor, die von Machtucht und moralischer Korruption bestimmt waren.

³³ Jean Baudrillard (1929 bis 2007) war französischer Philosoph und Soziologe, entstammte einer Arbeiterfamilie, studierte Germanistik an der Sorbonne, später Philosophie und Soziologie an der Universität Paris X. Als Kritiker und Theoretiker der Postmoderne beschäftigte er sich mit Themen wie Virtualität, Simulation, Cyberspace, Fundamentalismus, Terrorismus und Globalisierung. Die Ununterscheidbarkeit von Realität und Fiktion, speziell in Bezug auf die Medien, wurde sein großes Thema.

³⁴ Jean Baudrillard im Gespräch mit Romain Leick. DER SPIEGEL vom 15.01.2002

³⁵ Ebenda

³⁶ Botho Strauss „Die Unbeholfenen“, Carl Hanser Verlag, München 2007

vorgestellt, die sich, glänzend getarnt in einem öden Gewerbegebiet, einer tabulosen Bestandsaufnahme unserer Lebensmöglichkeiten eingangs des 21. Jahrhunderts hingeben. Zurückgezogen haben sie sich nicht, um sich abzugrenzen, sondern um, topfit im Gehirn, ein Gedankenspiel frei vom Leben vortäuschenden Leben draußen zu entwickeln und die Wirklichkeit genau anzusehen.

Die eigentümlich mit dem Begriff der Seele verbundene Energieportion – diese einhundert Watt, die jedwede Seele entfachen – ist eine kühne Attacke gegen einen Materialismus, der unser abendländisches Denken und Handeln seit Jahrtausenden prägt und nun globale Veränderungen hervorruft, die die eigene Lebensfähigkeit drastisch einschränken werden. Es ist ein Ansatz, der ein Weltbild eröffnet, das einen Weg aus dem Dilemma zeigt, in das wir uns mit unserem Pragmatismus hineinmanövriert haben, ein Ansatz, den ich zum ersten Mal so plausibel bei Fritjof Capra in seiner Schrift zur Konvergenz westlicher Wissenschaft und östlicher Philosophie las.³⁷ Capra arrangiert die Begegnung zweier Denkweisen, die räumlich und zeitlich deutlicher getrennt nicht sein können, sich aber auf das Erstaunlichste berühren und gegenseitig bestätigen. Einerseits ist es moderne Quantenphysik, die Materie als energetischen Sonderfall erkennt, als eine befristete Erscheinungsform im immerzu überall sich wandelnden Teilchengefüge. Andererseits ist es die erste ‚Edle Wahrheit‘ Buddhas³⁸, die er nach seinem „Erwachen“ verkündet, die leidvolle Unfähigkeit des Menschen, alles um sich herum als unbeständig, als Übergang anzusehen. Wenn wir feste Formen, Strukturen, Dinge und Vorgänge um uns herum für naturgegeben halten, obwohl sie Begriffe eines messenden und kategorisierenden Verstandes sind, an dem wir uns berauschen im Moment, an den wir uns, wenn wir bemerken, dass er kraftlos wird und unbehaltbar ist, anklammern, lehrt er, leiden wir. In der Hindu-Mythologie heißt diese fatale Materialität, „wo jede Handlung weitere Handlungen erzeugt und die Ant-

³⁷ Fritjof Capra „Das Tao der Physik“, Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München 1997

³⁸ Ehrentitel für den Religionsstifter Siddharta Gautama (nach Überlieferung um 560 bis 480 v. Chr.) nach seinem „Erwachen“, in dem er die Welt jenseits unseres Verstandes, jenseits von Unterscheidungen und Gegensätzen, als dynamischen Zusammenhang erfährt.

wort auf jede Frage neue Fragen stellt“³⁹, Maya. Maya ist keine Illusion der Welt, sondern die Illusion, diese Begriffe seien schon die Welt, das Wirkliche, jenes „Universum in Aktion, wo alles mit allem dynamisch verbunden ist“.⁴⁰

Im Vorwort zu seinem Buch schildert Capra ein Erlebnis, in dem ich meinen kosmischen Moment wiederfand. „Eines Nachmittags im Spätsommer“, schreibt er, „saß ich am Meer und sah, wie die Wellen anrollten, und fühlte den Rhythmus meines Atems, als ich mir plötzlich meiner Umgebung als Teil eines gigantischen kosmischen Tanzes bewusst wurde. Als Physiker wusste ich, dass der Sand und die Felsen, das Wasser und die Luft um mich her sich aus vibrierenden Molekülen und Atomen zusammensetzen. [...] Ich wusste auch, dass unsere Atmosphäre ständig durch Ströme kosmischer Strahlen bombardiert wird, [...] aber bis zu diesem Augenblick beschränkte sich meine Erfahrung auf grafische Darstellungen, Diagramme und mathematische Theorien. Als ich an diesem Strand saß, gewannen meine früheren Experimente Leben. Ich ‚sah‘ förmlich, wie aus dem Weltraum Energie in Kaskaden herabkam und ihre Teilchen rhythmisch erzeugt und zerstört wurden. Ich ‚sah‘ die Atome der Elemente und die meines Körpers als Teil dieses kosmischen Energie-Tanzes, ich fühlte seinen Rhythmus und ‚hörte‘ seinen Klang“.

Da ist sie wieder, die Vollkommenheit eines auf normalen Menschenblick hin unsortierten, chaotischen Kosmos, die uns in einzigartigen Momenten innewohnt, durchströmt und ahnen lässt, wie simpel darin unsere verzweifelte Emsigkeit anmutet, Ordnung zu stiften, mit der wir uns reproduzieren, mit der wir Heilslehren nachjagen oder Wahlprogrammen oder Fahnenträgern, mit der wir die Aufzucht von Eliten und die Ausbreitung von Weltreichen betreiben, wobei das Schlachtfeld der Eitelkeiten noch das Harmloseste ist, auf dem sie enden.

³⁹ Fritjof Capra, „Das Tao der Physik“, Seite 99

⁴⁰ Ebenda, Seite 88

Im letzten Schuljahr legte ich auf Anraten des Kunsterziehers eine Mappe für meine kleine Sammlung Kunstpostkarten und Beschreibungen von Bildern und Stilepochen an. Ich erhoffte mit dieser freiwilligen Arbeit die Bestnote auf dem Abiturzeugnis. Empört über die gerechtfertigte Zwei für das ohne besondere Sorgfalt erstellte Konvolut meldete ich eine zusätzliche mündliche Prüfung an. Die Prüfungskommission beeindruckte das kurzzeitig, doch wurde mein Antrag abgewiesen und empfohlen, meine Energie in die Lateinprüfung zu investieren, um eine Drei zu retten.

Die Kunstpostkarten gab es für fünfzehn oder zwanzig Pfennige in Schreibwarenläden, und immer wenn ich Hefte, Blöcke oder Stifte kaufte, suchte ich mir zwei oder drei davon aus. In der Regel musste ich nicht mal Taschengeld aufwenden, denn die Großmutter schätzte das erschwingliche Hobby. Unter den Reproduktionen befand sich die 1822 von Caspar David Friedrich gemalte „Frau am Fenster“. In meiner unbeholfenen Bildinterpretation war noch kein Gedanke an die Besonderheit des Fensters im Fenster, hatte ich die Malerei als weitere Art des Ausblicks noch nicht entdeckt. Das geschah bei Salvador Dalis „Junges Mädchen am Fenster stehend“, für das er das Motiv Friedrichs aufnimmt und 29 Jahre später noch einmal variiert.⁴¹

Friedrichs „Frau am Fenster“ ist seine Ehefrau Caroline, mit der er zu jener Zeit vier Jahre verheiratet war. Der enge untere Teil des hohen Fensters, in dem sie lehnt, ist so schmal, dass der grazile Körper ihn fast ausfüllt. Nur in einem Spalt zu beiden Seiten des offenen Mittelflügels ist ein wenig von der Wasserfläche sichtbar, auf die sehr viel deutlicher zwei Segelschiffe weisen. Ihre Parallelität zu einer Pappelreihe dahinter deutet auf einen Flusslauf. Gegen perfekte Symmetrie ist der Blick des Betrachters leicht aus der Mitte gerückt. Carolines Körper ragt wie ein Zeiger kurz vor Zwölf aus der Vertikalen und könnte, wollte er nur, wollte sie nur, über den Dielen schweben. Dieser Eindruck löst beide, Caspar und Caroline, von dem in schweren Senkrechten und Waagerechten gefange-

⁴¹ Im Jahr 1954 entstand das Bild „Von den Hörnern ihrer eigenen Keuschheit autosodomierte jugendliche Jungfrau“.

nen Innenraum und trägt sie in Blicken und Gedanken hinaus. Die Gestalt der geliebten Frau verstellt nicht den Weg, der Blick auf den schmiegsamen Körper unter Kleiderfalten, die locken und verstecken, öffnet ihn von behutsamer Intimität in Offenheit und Weite. Das dünne Kreuz vor hellblau heiterem Himmel im großen Fensterfeld darüber, bei Friedrich immer religiöser Hinweis, legt Hoffnung nahe und einen stillen Segen.

Dalis 1925 in Öl gemaltes Bild zeigt die siebzehnjährige Schwester Ana Maria im Sommerhaus der Eltern in Cadaquès an der Costa Brava. Neben Cousine Montserrat ist sie in diesen Jahren sein häufigstes Modell. Wand und Dielen des Zimmers im ersten Stock sind in Braun gehalten. Alles von draußen Erfasste tönt in Blau. Dieses Blau geht aber nicht vom Himmel aus, sondern von der Wasserfläche mit einem Seegelboot im Hintergrund. Von ihr dringt es hinauf, dringt in Fenstervorhänge, in Ana Marias beiseite gelegtes Handtuch, in ihr langes dunkles Haar und die locker auf einen knielangen Rock fallende Bluse. Sie nehmen nicht nur die Farbe des Wassers an, sie zeichnen auch die Wellen nach, pastös im Himmel, verspielt im Handtuch und in den Vorhängen, reizvoll und erfolglos in Rock und Bluse, denn der Körper hält der Anspielung stand, gibt zwar die Ferne frei aber nicht den Blick auf sich.

Zwischen diesen zwei Bildern malt Moritz von Schwind im Jahr 1858, angeregt von einem seiner Aufenthalte im Schlösschen Aspenstein in Kochel⁴², die „Morgenstunde“. Sie

⁴² Schloss Aspenstein wurde im Jahr 1836 von Georg Dessauer (1795 bis 1870) erworben. Dessauer war Hofrat, Advokat und Konsulent der Königlich bayrischen Hof- und Staatsbibliothek in München und wurde 1837 von König Ludwig I. von Bayern geadelt. 1842 siedelte er mit der Familie nach Kochel über, das dank seiner zehn Jahre jüngeren unternehmenden und kunstsinnigen, vom Rittergut Schwenningen bei Donauwörth stammenden Ehefrau, Kunstmäzenin und elffachen Mutter Ludovica (Luise) von Lindner – um so beachtlicher angesichts hartnäckiger Gerüchte über eine Impotenz des Hofrates - ein gern genutztes Sommerquartier für Maler und Schriftsteller wurde. Darüber hinaus entwickelte Luise Kochel in den folgenden zwei Jahrzehnten zum Treffpunkt der bayrischen Gesellschaft. Mitglieder des Königshauses, Adel, Großbürger und namhafte Künstler gingen im „Dessauer Schlösschen“ ein und aus. 1859 wurde der mit Luisens Projekten finanziell überforderte Hofrat „wegen Verbrechens des fortgesetzten ausgezeichneten Betrugs II. Grades durch Privaturkundenfälschung“ vom königlich bayerischen Bezirksgericht München zu einer „sechsjährigen Festungsstrafe III. Grades“ verurteilt. Sein Hofrattitel wurde ihm aberkannt und er wurde aus der Adelsmatrikel gestrichen.

fließt von draußen herein, überströmt Emilie⁴³, eine der Hofratstöchter, die eben barfuß auf kurzem Weg aus dem Bett ans Fenster geschlüpft ist und mit beiden Händen weit die beiden Flügel öffnet. Anders als Friedrich oder Dali, hält Schlossgast Schwind gebührenden Abstand, um ihn dennoch aufzulösen. Mit einem tadellosen weißen Nachtkleid, das Nacken, Armen, Füßen ihre Blöße lässt, fasst er sie sanft um die Hüfte und huldigt ihr diskret. Er bekennt seine Neigung, ohne die liebevoll Umfangene zu kompromittieren und die erworbene Nähe zu ihr aufgeben zu müssen. Auch hier setzt Symmetrie ein Maß, das Schwind aber auf Emilies geschmackvoll dekorierte Rokoko-Kommode mit Tischuhr, Kandelabern und Krügen begrenzt und mit vergoldeten Tassen und einer Obstschale weiter herunterspielt. Vor dem Fenster zeigt sich in Augenhöhe ein Waldhang, darüber alpines Hochgebirge im gleißenden Morgenhimmel, Membran, die das Licht in den Innenraum schwingt. Nur der Ortskundige weiß, dass auch dieses Haus an einem Gewässer steht. Von Belang ist es nicht, denn das Licht hat alle Sehnsucht schon gesammelt um zwiefache Lust – auf ein gemeinsames Frühstück.

Alle drei Bilder beziehen sich aufeinander, verbinden Ersehntes über die chronologische Fortsetzung hinaus. Ein Zeitfenster öffnet sich, in dem jedes Bild immer nur die Facette eines komplexeren Zusammenhangs ist. Dahinein gehört noch ein Viertes, Ernst Ludwig Kirchners „Brauner Akt am Fenster“⁴⁴, gemalt im Jahr 1912. Es zeigt seine Lebensgefährtin Erna Schilling in einer Komposition aus Braun und Blau, wie bei Dali, hier aber ganz auf den Innenraum bezogen. Draußen dominiert Dunkelheit, und die Frau hat keinen Grund, das Fenster zu öffnen, im Gegenteil. Kirchner, links hinter ihr, kommt ihr so nahe wie er muss, um Vertrautheit und Intimität zu zeigen, ein klassisch schönes Gesicht im Profil und einen vollkommenen Körper, der dem Bild einen Klang verleiht. Dekorieren bei

⁴³ Emilie von Dessauer (1827 bis 1905) heiratete 1862 den Kunsthistoriker und Professor für Ästhetik Karl von Lemcke (1831 bis 1913), ab 1897 Direktor der Württembergischen Nationalgalerie. Diese Ehe blieb kinderlos.

⁴⁴ Ernst Ludwig Kirchner (1880 bis 1938), Mitbegründer der Dresdner Künstlergruppe „Die Brücke“, zog 1911 nach Berlin. Die Insel Fehmarn, ein ‚irdisches Paradies‘, wurde in den Folgejahren sein zweiter Lebenspol und ein ungemein produktives Kraftfeld. Mitte 1914 meldete er sich mit Beginn des Ersten Weltkrieges als Freiwilliger an die Front.

Caroline, Emilie und Ana Maria die Kleider ihre Gestalt, tut es Kirchner, ornamental wie Henri Matisse, mit dem blauen Fenstervorhang. Malerische Ruhe verhindern Nacht und Landschaft draußen, die meine Fantasie zu einem Ungeheuer formt mit Raubtieraugenschlitz dicht über beiden Brüsten. Vergewissernd ausgestreckte Finger laden die Scheibe zu einem Schutzschild auf, sind aber auch taktibel für die Mächte der Wollust und legen eine kaum erträgliche Spannung ins Bild. „Auf Fehmarn lernte ich die Einheit von Mensch und Natur kennen“, sagt Kirchner lapidar.

Es ist nicht überraschend, dass viele Künstler das Fenstermotiv thematisieren. Ich denke an René Magritte⁴⁵, an Henri Matisse⁴⁶ und Pablo Picasso⁴⁷. Originell ist der Amerikaner Howard Kanovitz⁴⁸, der in „Napeague“⁴⁹ und „A day's dream travel“ tatsächliche Fensterrahmen als Bilderrahmen verwendet und mit eigener Aussicht füllt. Der nach Deutschland übergesiedelte Russe Alexej von Jawlenski⁵⁰ malt im Schweizer Exil als einer der Ersten Serien mit einem immer gleichen Bildmotiv. Von Lähmungen in Hand- und Kniegelenken behindert, entsteht im Jahr 1936 die Serie „Meditation“, in der er in seinem

⁴⁵ „Der Schlüssel der Felder“, 1933

⁴⁶ „Offenes Fenster“, 1905

⁴⁷ „Tisch vor offenem Fenster“, 1939

⁴⁸ Howard Kanovitz (1929 bis 2009) gilt als Begründer des amerikanischen Fotorealismus. Ein häufig von ihm variiertes Motiv ist der Blick durch eine Tür oder ein Fenster.

⁴⁹ Napeague ist eine Stadt in Hamptons, eine Region am Ostende der Halbinsel Long Island im US-Staat New York.

⁵⁰ Alexej von Jawlenski (1864 bis 1941) war russischer Garde-Offizier, als er 1889 an der Kunstakademie Sankt Petersburg Schüler von Ilja Repin wurde. 1896 nahm er seinen Abschied vom Militär und übersiedelte, unzufrieden mit der Akademieausbildung, mit der Malerin Marianne von Werefkin und dem 14jährigen Dienstmädchen Helene Nesnakomoff, die er 1922 heiratete, nach München. Dort wurde er ein enger Freund von Wassily Kandinsky. Bei Frankreichreisen kam er Henri Matisse nahe und malte eine Weile auch wie van Gogh. Um 1906 entwickelte er seinen eigenen expressiven Stil und fand zur Gruppe „Blauer Reiter“. Freundschaften verbanden ihn mit Paul Klee und Emil Nolde. Der Erste Weltkrieg zwang ihn zum Exil. Bis 1921 wohnte er in St. Prex, dann in Ascona in der Schweiz. Gemeinsam mit Wassily Kandinsky, Paul Klee und Lyonel Feininger gründete er 1924 die Gruppe "Die Blauen Vier", deren erste Ausstellung in San Francisco stattfand. 1927 zeigten sich erste Symptome einer schweren Arthritis. 1934 wurde Jawlenski deutscher Staatsbürger, 1936 Mitglied der „Reichskulturkammer“. Erklärlich ist das vor dem Hintergrund der Kontrollansprüche der von Robert Ley geführten „Deutschen Arbeitsfront“, die Goebbels mit seiner Institution für die Künstler abwehren wollte. 1937 wurden 72 seiner Bilder beschlagnahmt, drei davon auf der Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt. In den letzten drei Lebensjahren war er leidend ans Bett gefesselt.

expressiv realistischen Stil ein immer gleiches Fenster variiert. Kommt er hier auf Robert Delaunay zurück, der seinerzeit wie er der Künstlergruppe „Blauer Reiter“ verbunden war? Ist es eine endlich gefundene Entgegnung auf den Franzosen, der 1912 in seinem filmstreifenhaften Werk „Fenster-Bilder“ den zentralperspektivischen Raum aufgibt und auf der Leinwand eine Simultanität der Farbe entwickelt? „Die Benennung ‚Fenster-Bilder‘“, so Delaunay, „ist noch eine Erinnerung an die konkrete Realität; aber hinsichtlich der Ausdrucksmittel sieht man schon deren neue Formgebung. Das sind Fenster auf eine neue Realität. Diese neue Realität bedeutet nichts anderes als das Buchstabieren neuer Ausdrucksmittel, die, rein physikalisch, als Elemente der Farbe, die neue Form schaffen. [...] Die Farbe ist ihre eigene Funktion; ihre gesamte Bewegung ist in jedem Augenblick präsent, wie in der musikalischen Komposition in der Epoche von Bach oder in unserer Zeit guter Jazz.“ Als ‚Peinture pure‘ oder ‚Peinture simultanée‘ bezeichnet Delaunay das bewusst eingesetzte Phänomen, wonach benachbarte Farben sich in ihrer Wirkung beeinflussen. Rot zum Beispiel erscheint neben Blau violett und neben Gelb orange. Vor diesem Hintergrund setzt er die Lichtbestandteile rhythmisch gegeneinander, so dass sie zu schwingen und klingen anfangen.

Scheinbar habe ich mich von den vier Frauen am Fenster entfernt, aber sie sind nur ein anderer Aspekt der Serie von Jawlenski. Löse ich sie aus der Zeitlinie und stelle sie in ein Viereck mit seinen Diagonalen, kommunizieren sie miteinander, jede mit jeder. Der Unterschied ist, dass ich es bin, der diese Beziehung kreiert und aufrecht erhält. Bei Delaunay sind es in Farbwerte zerlegte Augenblicke, die in mir zusammentreffen und Gefühle und Einsichten auslösen. So bekommen sie über die separate Wahrnehmung hinaus ein Gewicht, das Spuren in mir hinterlässt, die gemeinhin nur der handgreiflichen Betätigung zugeschrieben werden.

Langeweile, Überdross, Ohnmacht oder Ekel wären keine schlechten Gründe, den Blick weg von der Vorfensterwelt auf diese Einbildungen zu richten, aber so ist es nicht.

Ich wende mich vom Einen nicht ab, sondern einem Weiteren zu, das nur auf den ersten Blick den Blick entführt. Tatsächlich entkräften die Bilder nur die Versuchung, sogleich hinauszustürmen und mitzumischen in der Realität. Sie sind eine Alternative zum Aufenthalt auf dem Schlachtfeld des Machbaren, das mir noch nie geheuer war. Weil ich davor zurückschreke, bedenkenlos zu jagen oder zu sammeln, weil ich mein Potenzial, meine einhundert Watt, für zu wertvoll halte, um es der fragwürdigen Tagtäglichkeit zu überlassen, verweigere ich eine Täterschaft, die Gottesworte oder Marschbefehle oder Parteiprogramme zu legitimieren versuchen. Gewissheit auf Zukunft verheißen sie in keinem Fall und erteilen letztlich nur trostlose Absolution. „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es“, wird, bevor Druck ausgeübt wird oder Zwang, mit Erich Kästner⁵¹ den Zögerlichen oder Verweigerern vorgehalten. Für mich bedrängt Kästner mit diesem Spruch nicht den Zögernden, er mahnt zivilen Ungehorsam an. Gegen das Missverständnis schlage ich eine Ergänzung vor: „Es gibt nichts Bestes, außer man lässt es“. Damit bin ich wieder am Zug, bin aufgefordert abzuwägen, denn gut und besser vertauschen gern ihre Steigerungsstufe: Es geht mir besser aber noch lange nicht gut. Auch das „carpe diem“ des Horaz⁵² ist kein Stoß in den Aktionismus und sollte vor dem Missbrauch der Workaholics geschützt werden. „Sei weise! Kläre den Wein und beschränke die lange Hoffnung auf eine kurze Frist! Während wir sprechen, wird die knapp bemessene Zeit schon entflohen sein: Ergreife⁵³ den Tag und verlass dich so wenig wie möglich auf den folgenden“, so lässt sich die horazsche Ode mit dem Titel „Lebenskunst“ übersetzen. Dem Wein soll ich Glanz und Zukunft verleihen, also

⁵¹ Dieses Epigramm veröffentlichte Erich Kästner (1899 bis 1974) im Jahr 1950 unter dem Titel „Moral“ in seiner Sammlung „Kurz und bündig“.

⁵² Quintus Horatius Flaccus (65 bis 8 v. Chr.) war römischer Dichter, sein Vater vermutlich ein ehemaliger Sklave. In Rom in einer Rednerschule ausgebildet, studierte er anschließend in Athen Philosophie und Literatur. 38 v. Chr. stellten die Dichter Vergil und Varius den 27jährigen Horaz dem adeligen Gönner Maecenas vor, der sein Freund wurde und ihm ein Landgut schenkte, wofür er sich mit literarischer Produktivität bis an sein Lebensende revanchierte.

⁵³ *Carpe* ist vom lateinischen *carpere* abgeleitet, was soviel heißt wie pflücken, also ein sinnliches Tun, dem in Verbindung mit *diem* die Bedeutung genießen gegeben wird. *Ergreife* behält das Sinnliche, ohne dass ein *Vergreifen* daraus wird.

mit Sinn und Verstand den heutigen Tag für den nächsten reinigen, auskosten, abschmecken und denen misstrauen, die ihn getrübt verschwatzen oder hirnlos verarbeiten wollen.

Noch nicht betrachtet habe ich die zeitgleiche Beobachtung ein und desselben Gegenstandes oder Geschehens aus unterschiedlicher Perspektive. In der Malerei kommt das vor, wenn Schul- oder Malklassen oder, seltener, Künstlerkollegen ein gemeinsames Motiv auswählen und abbilden. Die Folge sind verschiedene optische, stilistische und ästhetische Positionen für ein und dieselbe Situation. Zum Beispiel entstammen die Bilder „Grünes Sofa“ und „Artistin“ der Brücke-Maler Max Pechstein und Ernst Ludwig Kirchner offensichtlich ein und derselben Sitzung. Bekannt sind gemeinsame Motive der doch so wesenstypischen Vincent van Gogh und Paul Gauguin in den legendären neun gemeinsamen Wochen im Herbst 1888 in Arles⁵⁴. Zeitversetzt aber kompositionell erstaunlich adäquat arbeitet August Macke 1913 in seinem „Farbenkreis II“ die Farbästhetik von Robert Delaunay auf⁵⁵. Ein Konzept zur vernetzten Entdeckung der Wirklichkeit steht hinter keinem der Beispiele. Für mich sind es deswegen verschenkte Möglichkeiten, parallelen Eindrücken den vagen Umhang des Anscheins abzustreifen und sie, weg von der selbstsicher oder unsicher ausgebreiteten eigenen Weltsicht, miteinander zu vernetzen und einen kreativen Diskurs für den kommenden Tag auszulösen.

Deutlich erinnere ich mich an eine Bahnfahrt mit dem Großvater im Sommer 1961, auf der wir unser erstes im Rafena-Werk Radeberg hergestelltes Fernsehgerät „Patriot“ vom erzgebirgischen Schlema nach Dessau transportierten. Mein Onkel, der über die Wismut⁵⁶ vergünstigte Bezugsmöglichkeiten besaß, hatte ihn für uns organisiert.

⁵⁴ Zum Beispiel „L’Allee des Alyscamps“

⁵⁵ Im Jahr 1911/12 malte Delaunay die vollkommen abstrakten „Formes circulaires, Soleil“

⁵⁶ Die SDAG Wismut (Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft) war ein Bergbauunternehmen, das sich zwischen 1946 und 1990 zum weltweit drittgrößten Uranproduzenten entwickelte.

Zum ersten Mal hatte sich für mich dieses neuartige Fenster in die Welt in einer Villa an der Joliot-Curie-Straße⁵⁷ geöffnet, an der vorbei der Weg in unseren Garten führte. An Sonntagvormittagen gaben ihre Eigentümer den Kindern aus der Umgebung die Gelegenheit, fernzusehen. Dort saß ich in einem Raum mit drei oder vier Stuhlreihen und sah eine zeitlang die Abenteuer mit Flax und Krümel auf der Festung Königstein⁵⁸. Das erste Mal in den Westen sah ich bei einem Ehepaar, dessen Frau Anfang der 1950er Jahre bei meinem Großvater im „Waggonbau Dessau“ ihren Beruf gelernt und freundschaftlichen Kontakt zu ihm gehalten hatte.

Während mein Onkel die Maßgaben seiner Partei konsequent einhielt und das Westfernsehen bis weit in die 1970er Jahre kategorisch ablehnte, bastelte Großvater umgehend eine geeignete Antenne, die er auf den Sender „Torfhaus“ im Harz ausrichtete. Es war eine vierfach übereinander gestockte Schweizer Antenne, deren acht Dipole den Kanal 10 des Deutschen Fernsehens mit dem Regionalprogramm des Norddeutschen Rundfunks in unser Wohnzimmer holte. Begünstigt durch das flache Dach auf unserem Haus war sie prüfenden Augen von der Straße her entzogen. Außerdem lag der empfangene DDR-Sender auf dem Brocken fast in derselben Richtung. Nur die exakte Vermessung der Antennenstäbe hätte in dieser Region den Westempfang nachweisen können.

In der Schule hatten die Klassenlehrer den Auftrag, zum Beispiel mit Fangfragen unsere heimischen Sehgewohnheiten auszuspionieren. Hat die Fernsehuhre Punkte oder Striche, war so eine Frage und rief tatsächlich heiße Debatten im Klassenraum hervor. Von Konsequenzen für die Striche-Rufer weiß ich nichts, aber einmal mussten sich in einer Hofpause alle Schüler der Oberstufe in eine Reihe ordnen, um an mehreren Tischen in der Hofmitte auf vorbereiteten Listen zu unterschreiben, dass von nun an zu Hause kein Westfernsehen mehr angeguckt wird. Ich unterschrieb ohne Zögern, hatte zu Hause aber Klä-

⁵⁷ Bis zum 31. August 1959 und seit 1990 wieder die Albrechtstraße

⁵⁸ Im Jahr 1955 kreierte das mit dem Nationalpreis der DDR ausgezeichnete Pirnaer Puppenspieler-ehepaar Heinz und Ingeburg Fülfe eine Reihe von Handpuppenfiguren für verschiedene Sendereihen des Kinderfernsehens, darunter auch Flax und Krümel, die der Hund Struppi zu einem beeindruckenden Trio komplettierte.

rungsbedarf. Sollte ich die Stube verlassen, wenn die Tagesschau lief? Durfte ich Abenteuerfilme oder Sportsendungen weiter ansehen? Großvater gab mir eindeutig zu verstehen, dass er seine Fernsehgewohnheiten meiner Unterschrift wegen nicht ändern würde. Ich müsse entscheiden, ob ich im Zimmer blieb oder nicht. Gleichzeitig wurde mir eingeprägt, zu Hause Beredetes auf keinen Fall in die Öffentlichkeit zu tragen und mit Lehrern oder anderen Erwachsenen zu debattieren. Daran hielt ich mich. „Sehpferdchen“, „Aktuelle Schaubude“ oder Uwe Seelers Hamburger Sportverein zerstreuten mein schlechtes Gewissen. Die größten Kontroversen entstanden aus der mit dem Wetter wechselnden Empfangsqualität des Westprogramms, das zu meinem Leidwesen häufiger zum Abschalten als zum Umschalten führte.

Das bequeme neue Fenster war für mich jahrelang auch Kinoersatz. An den Wochenenden sparte ich dadurch das Geld für Eintrittskarten. Mit „Cox“ alias Günter Pfitzmann, „Shannon“ oder den Streifenwagenpolizisten Huber und Grabowski durchfieberte ich den norddeutschen Vorabend und hockte später gebannt vor straßenfegenden Durbridge-Krimis. Im Übrigen hatte ich kaum Interesse am Fernsehprogramm, las oder spielte lieber in der Küche oder auf dem Balkon und glättete zur Schlafenszeit die Fantasien, die der Tag aufgewühlt hatte. Der Programmschluss lag in der Regel weit vor Mitternacht und selten führte das Gesendete in Versuchung oder an Abgründe. Neugier weckte vor allem Unzugängliches und weit Entferntes. Die Welt des trügerischen Scheins hatte das flimmernde Rechteck noch nicht erreicht. Die große Manipulationsmaschinerie, die heute die letzten Tages- und Nachtsekunden aufsaugt und den angetörnten Sinnen Augen, Ohren und Mäuler stopft, war noch nicht installiert. Vieles kam unschuldig daher, und mit dem Klassenfeind wurde jeden Abend in aller Offenheit gefochten, als wäre es die Entscheidungsschlacht.

Der real existierende Sozialismus wollte die Zukunft freikämpfen, doch die beschworenen Aussichten verwischten den Blick, anstatt ihn aufzuhellen, und seine Zukunft war

nichts als schlecht geschminkte Gegenwart. Leicht durchschauten wir das, und Aufrufe und Parolen hinterließen wenig Wirkung. Gleichzeitig punktete der Westen mit einer zwanglosen Sachlichkeit und Zeitberichterstattung, die gut tat, weil sie fürs erste Luft zum Atmen, Licht zum Sehen und Raum zum Denken ließ. Es bedurfte gar keiner ausgewählten Perspektive. Es reichte, die Kamera auf dasselbe Geschehen zu richten und laufen zu lassen, denn sobald der Ost-Kommentar einsetzte, schalteten sich viele weg von der penetranten Bevormundung auf die andere Seite, auf der sie in der Regel für den Rest des Abends blieben. Dort hatten sie Ruhe vor frisierten Kennziffern und felsenfesten Standpunkten, Ruhe vor einer gruseligen Wachsamkeit, die einen bei allem Vergnügen am Leben zugleich angstschlottern ließ.

Um die Durchdringung aller Lebensbereiche mit den Floskeln und Phrasen der Partei-sprache zu entlarven, startete ich ein Experiment. Ich wählte ein Gruppenspiel um die Fußballweltmeisterschaft im Jahr 1970 aus, das ein Sender original und der andere zeit-versetzt mit Originalkommentar übertrug. Beide Kommentare zeichnete ich auf, schrieb sie vom Tonband ab und untersuchte Anzahl und Vielfalt der Wörter und Sätze, Umfang und Genauigkeit der Informationen zum Spiel und darüber hinaus, Anteile persönlicher Meinungsäußerungen, Floskeln, Wiederholungen und Redundanzen. Das Resultat überraschte mich. Auf diesem Nebenschauplatz der kalten Krieger unterschieden sich die Sprachbilder weniger als angenommen und wenn, dann ohne statistische Signifikanz. War vielleicht Waffenstillstand verabredet? Übte man sich vorübergehend in friedlicher Koexistenz? Ratlos saß ich vor meinen Tabellen und Wortlisten und hielt das Experiment für gescheitert. Dann bemerkte ich doch etwas. Während der Westkommentator den Zuschauer während der Übertragung auf Augenhöhe hielt, kostete Heinz Florian⁵⁹ den Bilderschmaus im märchenfernen Mexiko ganz unverblümt aus. Der staatsbeauftragte Kommentator verstieg sich zum schulmeisternden Domteur des Rasenspiels, und da kroch sie hoch in mir, die

⁵⁹ Heinz Florian Oertel, geboren 1927, berichtete seit 1952 als Chefreporter des DDR-Fernsehens vorzugsweise von Olympischen Spielen und Welt- und Europameisterschaften im Fußball und Eiskunstlauf.

Wut, die ich schon einmal in seiner Gegenwart verspürt hatte und füllte Raum und Bauch. Es war an jenem denkwürdigen winterlichen 21. Dezember 1966 gewesen, als die sich blind verstehenden Henning Frenzel und ‚Wolle‘ Wolfram Löwe auf der Flutlichtinsel des Leipziger Zentralstadions mit der Mannschaft des „1. FC Lokomotive“ in 90.000 Zuschauern das Feuer der Begeisterung entfachten und den europäischen Spitzenclub „Benfica Lissabon“ nach allen Regeln der Fußballkunst aufmischten. Schon der Auftritt des legendären portugiesischen Stürmers Eusébio da Silva Ferreira, genannt die ‚Schwarze Perle‘, war das Eintrittsgeld wert, aber mit drei zu eins schob die Lok ihn von den Gleisen und warf die ruhmreiche „Benfica“ im Rückspiel tatsächlich aus dem europäischen Messepokalwettbewerb.

Mit einem Schulfreund war ich wie Abertausende aus dem näheren und fernerem Umland zu diesem Ereignis unterwegs. Mit dem Zug rollten wir gen Leipzig und schwammen im Strom erwartungsvoller Menschen aus dem Bahnhof heraus Richtung Stadion. Gleich nebenan, im Hotel „Astoria“, hatten die Portugiesen ihr Quartier und ein Auflauf bildete sich vor der verschlossenen Tür, hinter der im Foyer in diesem Moment zwischen Journalisten und Offiziellen einige portugiesische Spieler zu sehen waren. Vielleicht ließ sich ein Blick auf den Weltstar erhaschen? Dazwischen scharwenzelte Heinz Florian über alle Backen strahlend und mit wiederholtem genüsslichen Blick in unsere Richtung. Da grummelte es um mich herum, leise und deutlich und zornig, und im Kälteschutz so mancher Tasche spürte ich die geballte Faust gegen den Privilegierten, der den Bonzen freiwillig in ihre Hintern kroch. Wäre der offiziell gefeierte Fernsehliebling hier draußen vor die Tür geraten, er hätte keine Streicheleinheit abbekommen und mit der real existierenden Schlagkraft seines Volkes Bekanntschaft gemacht. Biedere Erfüllungsgehilfen gab es jederzeit genug und wer war nicht auf seinen eigenen Vorteil aus. Aber der beflissene Heinz Florian tat zu viel des Schlechten. Indem er das großangelegte Doping-Programm des Möchtegern-Zukunftsstaates verschwieg und wider besseren Wissens staatlich sanktionierten Be-

trug als Weltspitzenleistung ausrief, belebte er die deutsche Untugend des Wegsehens aus finsternen Zeiten auf widerwärtigste Weise. So wird man vom Mitläufer zum Untäter.

Westwärts eroberten die Verkäufer des Anscheins mit farbigen Bildern die Mattscheibe und wälzten eine Lawine von Verlockungen und Illusionen in Volkes gute Stube. Kein anderes Fenster hat mich so dicht an die Wirklichkeit gedrückt und gleichzeitig fern von ihr gehalten. Kein anderes hat mir so gute Untätigkeitsalibis zugespielt und den Tag in belanglose Nächte gestreckt. Es hat die Zeit vor meinen Augen aufgefressen und den Horizont zu der Einsicht gekrümmt, ein selbstbegrenztes Leben zu fristen.

Eine der wenigen Ausnahmen, in denen dieses Fenster Wünsche entdeckt und Hoffnung⁶⁰ geweckt hat, war die fünfteilige Familienserie „Acht Stunden sind kein Tag“, zu sehen fünfmal sonntagabends zur Hauptsendezeit nach der Tagesschau von Oktober 1972 bis März 1973 im Ersten Deutschen Fernsehen. Drehbuchautor und Regisseur der spiel- filmlangen Folgen war Rainer Werner Fassbinder, Dramaturg und Initiator der Serie der damals noch in Diensten des Westdeutschen Rundfunks stehende Peter Märthesheimer⁶¹. Gedreht wurde von April bis August 1972 für 1.375.000 Deutsche Mark, kürzer und preiswerter als gedacht.

Acht Stunden dauerte in der Deutschen Bundesrepublik seit Mitte der 1960er Jahre der Arbeitstag vieler Lohn- und Gehaltsempfänger. Acht Ruhestunden zugezählt, bleiben weitere acht zum vermeintlich selbstbestimmten Leben mit Erwartungen an eine Realität, die wenig davon erfüllt. Fassbinder benutzte die etablierte Illusionsmaschinerie, um jedem der hinsah, zu zeigen, dass dieses dritte Drittel sich mit dem ersten verbinden ließ und daraus, man hörte und staunte, an Stelle des verlangten Marktwerts und Mehrwerts ein ganz persönlicher Lebenswert erwuchs, ein Lebenswert mit Lust- und Glücksmomenten, die weiter und länger reichen als Orgasmen oder Rauschextasen und das nicht etwa für

⁶⁰ Enttäuschbare Hoffnung, wie Bloch sie meint, nicht pure Zuversicht

⁶¹ Peter Märthesheimer (1937 bis 2004) arbeitete mehrfach mit Fassbinder zusammen, schrieb bis 2002 zahlreiche Drehbücher und produzierte bis 1982 für Film und Fernsehen. 1994 wurde er Professor für Drehbuch und Dramaturgie an der Filmakademie Baden-Württemberg.

einen Systembegünstigten, sondern, mitten im tiefsten Kapitalismus, für einen Werktätigen in seiner Arbeits- und Familienwelt.

Jochen, im Film *Gottfried John*, ist Werkzeugmacher in einer Arbeitsgruppe, in der nach dem Tod des Meisters der Vorarbeiter dessen Funktion kommissarisch übernommen hat. Die Gruppe geht davon aus, dass er als Nachfolger bestätigt wird, aber die Betriebsleitung kümmert das nicht. Sie argwöhnt produktivkraftschwächende Kumpanei und setzt ihnen einen Mann von draußen vor, einen passablen Typen, aber die Gruppe setzt sich aus Prinzip zur Wehr. Als die Verlegung ihres Betriebes geplant wird, mahnt sie Verbesserungen an, die über Werkhallenbelüftung und komfortablere Duschgelegenheit hinausgehen. Außerhalb der Arbeitszeit entwickeln die Arbeiter gemeinsame Vorstellungen, wie die Arbeit autonomer und mit mehr Eigenverantwortung organisiert werden könnte. Sie eignen sie sich tatsächlich an und konfrontieren die verdutzten Vorgesetzten mit einem Gewinnverteilungsmodell, das Gleichmacherei verhindern und Gleichwertigkeit befördern soll. Im Privaten lernt Jochen währenddessen Marion kennen, im Film die auch in dieser Rolle glänzende Hanna Schygulla, deren Mutter sich für ihre Tochter etwas Besseres als einen Arbeiter vorstellt. Jochens Schwester erträgt die Ehe mit einem spießigen Mann, der die Scheidung verweigert und die gemeinsame Tochter immer wieder als Druckmittel missbraucht, und Jochens Oma hat es satt, sich von Jochens Vater, ihrem Schwiegersohn, tyrannisieren zu lassen. Sie zieht aus seiner Wohnung aus und beginnt mit ihrem Freund eine herzerfrischend wilde Ehe.

Fassbinder findet für diese Konfliktfelder, die sich ständig durchdringen, eine Sprache von brechtscher Präzision und eine genial einfache Erzählstruktur. Mit ihr werden die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht nur abgebildet. Aus der vom Sender erwarteten Milieustudie, die Unzulänglichkeiten zwar darstellen und kritisch begutachten, auf keinen Fall aber das System als Ganzes antasten soll, entwickelt er die Hoffnung auf gründliche Veränderung. Einrichtungen wie Betriebsleitung, Gewerkschaft, Betriebsrat, Kommunalver-

waltung oder bürgerliche Ehe, die dem Arbeiter Autonomie entziehen und zum Objekt der Geschichte stempeln, stellt er in Frage und probt mit seinen Protagonisten den aufrechten Gang. Er mündigt die sogenannten kleinen Leute, entledigt sie ihres vermeintlich ausweglosen Klassenschicksals, solidarisiert sie, notfalls auch gegen ihren Willen, und bringt sie zum Träumen über ihre besseren Möglichkeiten. Er stellt sie an ihren tatsächlichen gesellschaftlichen Platz, in die Mitte des Systems, das sie doch nur möglichst unauffällig in Gang halten sollen. Arbeit, in der Welt des Kapitals immer eine erzwungene Dienstbarkeit zum Zweck der Gewinnmaximierung, der auf dem Fuße die Umverteilung des Erwirtschafteten zugunsten Weniger folgt, stellt er sehr freundlich als Mittel zur Selbstwertsteigerung und Subjektwerdung der Akteure dar. Das Verfahren nennt er liebevoll Bewusstseinslockerung und spielt in den meisten Interviews seine Absicht herunter: „Kämpfen kann schön sein, sag ich, wenn man im Recht ist und in der Mehrheit. [...] Und Saufen kann schön sein, wenn mans nicht mehr braucht um aggressiv werden zu können. Und Aggressivität kann schön sein, weils danach stiller wird und friedlich, und lustig ist sie meistens auch, die Aggressivität, wenn man sie in Beziehung sieht zu anderen Dingen. Da darf man ruhig lachen.“⁶²

Klartext redet Hanna Schygulla und fragt unverhohlen: „Acht Stunden sind kein Tag, aber fast ein Tag, und für die schweigende Mehrheit heißt das, acht Stunden Befehlsempfänger sein, die restlichen Stunden Konsumempfänger sein und dazwischen der Urlaub zum Aufpumpen. Der Westdeutsche Rundfunk hat den ersten Schritt in eine neue Richtung getan. Der Fassbinder hat den ersten Stein geworfen, einen Stein des Anstoßes natürlich. Die Kreise breiten sich aus als nützliche Fragen. Ein Arbeiter auf dem Bildschirm macht noch keine Revolution, stand in einer der vielen Kritiken. Wer wirft die nächsten Steine, damit es zur Lawine kommt?“⁶³

⁶² „Rainer Werner Fassbinder: Ein paar unordentliche Gedanken zu Jochen und Marion und ...“ in „Fassbinders Filme 5“, Verlag der Autoren, Frankfurt a.M. 1991, S. 233 f.

⁶³ Hanna Schygulla in „konkret“ Nr. 13 vom 22.03.1973. Die bis heute erscheinende Zeitschrift wurde 1957 gegründet und bis 1964 von der DDR beeinflusst und finanziell unterstützt. Der Abdruck DDR-kritischer Beiträge beendete diese Zuwendung. In Zeiten sexueller Emanzipation und

Nur einmal, im Gespräch mit Wolfgang Röhl, Journalist und Chefredakteur der Zeitschrift „konkret“ und Bruder des Herausgebers Klaus Rainer Röhl, redet auch Fassbinder auf den Punkt: „Familienserien sind gerade das, was Deutsche gerne sehen. Dadurch schafft man erst mal eine Zuschauerpotenz. Danach gibt's die Schwierigkeit, über die erste halbe Stunde zu kommen. Wenn die Leute dann noch nicht abgeschaltet haben, ist man über'n Berg. [...] Von diesem Moment an kann man versuchen, politische Inhalte unterzubringen. So dass die Zuschauer möglicherweise auch bereit sind, mit den Figuren in die DKP einzutreten, um es mal ganz primitiv auszudrücken.“ „Fühlen Sie sich als Fünfte Fernsehkolonne“, fragt Röhl hinterher. „Wenn Sie's so ausdrücken wollen...“, ist Fassbinders Antwort.

Die Serie, „die mehr bringt als den allabendlichen Betrug an den Realitäten dieser Welt“, so Günter Rohrbach, 1972 Fernsehspielchef des Westdeutschen Rundfunks, hatte mit einer Einschaltquote von 65 Prozent die höchste Sehbeteiligung aller Fernsehspiele der ARD und erhielt 1973 den Adolf-Grimme-Preis. Der Anteil der Arbeiter am Fernsehpublikum war von der ersten bis zur fünften Folge ständig gestiegen. Mit 150 von ihnen diskutierten Märthesheimer und Rohrbach am 1. April 1973 im medienkritischen Magazin der ARD „Glashaus TV – intern“. Märthesheimer fand den ungeteilten Beifall des Publikums. Von „schöpferischer Beunruhigung“ war die Rede und von drei weiteren Folgen.⁶⁴ Dafür wässerte auch die Fernsehzeitschrift „Gong“ die Münder, registrierte wohlgefällig – noch ganz bei Trost? – eine „Systemüberwindung in kleinen Dosen“ und bedauerte: „Schade, dass man auf die Fortsetzung bis November warten muss“. Fassbinder selbst: „Drei Folgen machen wir mit Sicherheit noch. Dann wurde mal darüber gesprochen, dass ich noch zwei weitere drehen soll, wenn der WDR es will.“⁶⁵

revoltierender Studenten wurde sie Sprachrohr der außerparlamentarischen Opposition (APO). Stefan Aust und Uwe Nettelbeck gehörten zu den Redakteuren. Die wohl bekannteste Mitarbeiterin von „konkret“, 1960 bis 1964 auch Chefredakteurin, war Ulrike Meinhof, 1961 bis 1968 die Ehefrau von Klaus Rainer Röhl, dem Herausgeber der Zeitschrift.

⁶⁴ Nachzulesen im Bonner „General-Anzeiger“ vom 26.03.1973

Alles Aprilscherz? Offiziell aus dem Munde desselben Rohrbach stoppte der WDR kurz darauf die schon geschriebenen Fortsetzungen noch vor Drehbeginn: „Seine Drehbücher haben sich zu sehr von der Realität entfernt. [...] Wenn wir Fassbinders Drehbücher realisiert hätten, hätte die Serie ihren Unterhaltungswert verloren.“ Fürwahr, aber mit der Harmlosigkeit war es schon in den ersten fünf Folgen so eine Sache. Spekulativ bleibt, wer wie hoch oben die kalten Füße bekam und das Aus verordnete. „Das ist die einsame Entscheidung des Herrn Rohrbach“, soll man Fassbinder glauben.⁶⁶

Der Ausblick aus dem Fenster war wieder zugehangen mit einer abgefeimten Illusion. Als wäre nichts geschehen. Damit nur nichts geschah.

Die Idee, dass das Theater ein Fenster in die Welt sein könnte, hatte ich lange nicht. Immer ging es mir darum herauszufinden, was ich in einer bestimmten Lage selbst tun würde. Immer, gegen den Eindruck, in der Reihe zu ruhen und zuzuschauen, waren Geist und Fantasie unterwegs, dachte und fühlte ich mich in das Bühnengeschehen, suchte meine eigenen Chancen, probte Wirklichkeit. Häufig war ich zuinnerst verwühlt und verwickelt in das Treiben auf diesen Brettern, die die Welt bedeuten, die sie vorzeigen und die sie auslegen, und hatte in den Nächten darauf die heftigsten Träume. Mit dem Landestheater Dessau und seiner mächtigen Bühne, eines der unschädlicheren Beispiele nationalsozialistischen Größenwahns⁶⁷, kam ich als Vierzehnjähriger in Berührung. In der neunten Klasse hob ein Schüleranrecht, das wir in der Mehrzahl nutzten, einmal im Monat den roten Vorhang für uns. Nicht minder als das Bühnengeschehen lockte die Gelegenheit, abseits des prosaischen Schulgeschäfts mit den einladend aufbereiteten Mädchen in Kontakt zu

⁶⁵ „Kommt die Prolet-Welle? - Wolfgang Röhl im Gespräch mit Rainer Werner Fassbinder“ in „Fassbinders Filme 5“, Verlag der Autoren, Frankfurt a.M. 1991, S. 241

⁶⁶ „Rheinische Post“ vom 25.05.1973

⁶⁷ Die damals größte Bühne nördlich der Alpen wurde 1938 nach dreijähriger Bauzeit im Beisein von Reichskanzler Adolf Hitler und seinem Minister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels eröffnet.

kommen, ihre Signale aufzufangen und so mutig wie möglich zu erwidern. Gelungen war ein Theaterabend für den, der es schaffte, mit einer von ihnen den Heimweg zu teilen.

Die Bühne erhielt meine ungeteilte Aufmerksamkeit nur einmal in jenen Jahren. Sie galt der Inszenierung des Musicals „My fair Lady“. In der Anrechtsvorstellung im Herbst 1966 spielte die Volksbühnen-Schauspielerin Annekathrin Bürger, ihrer Stimmprobleme wegen doppelbesetzt, die Eliza Doolittle. In dieser Rolle ihres Lebens sehen, hören und verspüren aber wollte ich nur die damals fünfundzwanzigjährige Eva-Maria Hagen. Das erste und während der Schulzeit einzige Mal gab ich mein knappes Taschengeld für die bestmögliche Theaterkarte her und saß dann der „Salon-Königin mit Pfeffer im Arsch“⁶⁸ zweieinhalb traumhafte Stunden lang zu Füßen. Von ihren eingeschränkten Auftrittsmöglichkeiten und Stasi-Bespitzelungen, die die demonstrative Hinwendung zum Protestbar den Biermann nach sich zog, wusste ich so wenig wie von Biermann selbst. Keines seiner Lieder hatte ich bis dahin gehört, kein Gedicht gelesen.⁶⁹

Die Neugier am Theater blieb erhalten, aber noch jahrelang hätte ich mir nicht träumen lassen, dort einmal meine Brötchen zu verdienen. Bis dahin und auch dann störte mich immer der Spielplan, nicht ein ganz bestimmter, sondern seine bloße Existenz. Seit der Schulzeit wirkte er auf mich Bücherhungrigen wie die vorgeschriebenen Leselisten im Deutschunterricht, nämlich abschreckend, und sie hätten ihn mir ganz verleidet, wäre nicht der weiter oben schon erwähnte Deutschlehrer mit viel Geschick und persönlicher Zuwendung in der Lage gewesen, die Lust an Literatur und kreativem Denken zu bewahren. Mit Goethes „Faust“ und den auf unseren Wunsch und seine Verantwortung in den Lehrplan der elften Klasse aufgenommenen „Physikern“ von Dürrenmatt trieb er mich – mit Vorbedacht? – das erste Mal in den begründeten Zweifel an der Notwendigkeit menschlichen Handelns. Sollte die Schule denn nicht auf ein tätiges Leben vorbereiten? Kam aller Fort-

⁶⁸ Zitat aus einem Brief Wolf Biermanns an Eva Maria Hagen am 27.09.1966 in Eva Maria Hagen „Eva und der Wolf“, Econ Verlag, Düsseldorf, 1998, S. 80

⁶⁹ Im Jahr 1965 erschien im Westberliner Verlag Klaus Wagenbach Biermanns Gedichtband „Die Drahtarfe“, wofür ihn die Polit-Behörden der DDR mit Auftritts-, Publikations- und Ausreiseverbot abstrafte.

schritt nicht aus notwendigem Tun und ordnete solchem Tun sich nicht alles andere unter? Das stellten nun nicht die Kleingläubigen oder Kurzsichtigen in Frage, sondern die Gescheitesten. Ich war verwirrt und diese Verwirrung wurde noch gesteigert durch einen, der im Schulunterricht kaum eine Rolle spielte und in einem scheinbar ganz anderen Universum umging. Die Rede ist von Shakespeare, von dem das Westfernsehen damals in kurzer Folge eine beträchtliche Anzahl Bühnenwerke sendete. Die Personage seiner Stücke, die einsamen Herrscher vor allem und die betörenden jungen Damen, verstrickten mich in ein Netz von Erschütterungen und Extasen, denen ich mich entsetzt und lustvoll hingab. Meiner Umgebung spielte ich weiter den Arglosen vor, erfüllte die Erwartungen, erwarb bronzene, silberne und güldene Abzeichen für gutes Wissen⁷⁰ und gab dem humorlosen Staatsbürgerkundelehrer die eingeforderten Antworten. Die, die ich wirklich suchte, fand ich in den shakespeareschen Historiendramen, Komödien und Tragödien. Jahre brauchte es, weit über die Schulzeit hinaus, bis ich den Grund für die Aufregungen herausfand, in die seine Figuren mich immer wieder trieben. Sie kamen nicht von den Schauspielern, und es waren auch nicht die beeindruckenden Inszenierungen, denn die gab es von den Stücken Strindbergs, Hauptmanns, Brechts, Ionescus oder Becketts ebenso. Ich kam darauf als ich begann, die Figuren zu beobachten, anstatt mich mit ihnen und meiner Fantasie kopfüber in den Strudel der Bühnenereignisse zu stürzen und eigene Versionen vom Wohl und Wehe der Bühnenwelt auszuspinnen. Auf ihr, so ist die übliche Verabredung, wird vor meinen Augen ein Ausschnitt Welt verhandelt. Die Rolle des Schauspielers beginnt in dem Moment, wo er die Bühne betritt, endet mit seinem Abgang und setzt sich gegebenenfalls mit einem weiteren Auftritt fort. Auch wenn die Bühne sich inzwischen verwandelt hat, auch wenn der Schauspieler, dem veränderten Ort oder der veränderten Situation geschuldet, anders ausstaffiert ist, habe ich keine Mühe, ihn zu erkennen und den Faden wieder aufzunehmen. Ich brauche mich nur an seinen Abgang zu erinnern und der

⁷⁰ Auszeichnungen der Jugendorganisation FDJ (Freie Deutsche Jugend) nach einer Prüfung zum marxistisch-leninistischen Wissen

neue Auftritt ist seine schlüssige Konsequenz. Hat die Figur sich inzwischen verändert, bin ich von anderen darauf vorbereitet. Bei Shakespeare läuft das anders.

Bei Shakespeare stellt die Bühne, ähnlich der uns verfügbaren Wirklichkeit, nur einen begrenzten Ausschnitt der Welt dar. Zwar ist auch bei ihm die Bühne der Ort, auf dem Wesentliche passiert, aber nicht vollständig. Die Figuren, sobald sie die Bühne verlassen haben, ruhen bis zu ihrem nächsten Auftritt nicht wie die Marionetten außerhalb der Hand des Puppenspielers, sondern denken, fühlen und agieren weiter und kommen mitunter ganz anders auf die Bühne zurück, als ich es erwarte, als sie gegangen sind. Sie mögen noch genauso aussehen, aber ich erkenne sie kaum wieder und muss, will ich den Fortgang des Geschehens begreifen, erst herausfinden, was ihnen inzwischen widerfahren ist. Das wird mir nur selten gesagt, und ich habe kaum Gelegenheit, parallel zur Bühne mein eigenes Spiel zu spielen. Ich muss mich auf die Veränderungen der Figuren konzentrieren und Gründe dafür suchen. Ich kann mir keine Varianten mehr ausdenken, weil ich mich anstrengen muss, dem Geschehen in dem gezeigten Ausschnitt Welt zu folgen, um die gezogenen oder durchtrennten Fäden zu finden. Selbst in die Hand gibt Shakespeare sie mir nicht.

Das kenne ich aus meinem Alltag, aus meinem ständigen Hoffen und Bangen und Missverstehen, und das führt Shakespeare mir vor, mit der Besonderheit, gleichsam neben mir Platz nehmen zu dürfen und unbeteiligt anzusehen, wie es scheitert oder funktioniert, wie es läuft und abläuft, dieses Leben. Shakespeare setzt mich nicht in einen Spielkasten, er setzt mich zurück in die Welt, die er zuvor verdichtet hat und die mir zu schaffen macht auf eine Art, die Kopf und Herz aufreißt. Er spielt mich buchstäblich schwindelig und setzt in dem Moment, in dem ich es einigermaßen verkrafte, noch Eins darauf.

In seinem „Hamlet“, im Schloss zu Helsingør, tritt eine Theatergruppe auf, um uns zu zeigen, wie die Bühnenfiguren reagieren, wenn sie die Wahrheit darüber erfahren, was in ihrer Welt vorgeht. Prinz Hamlet nutzt die fahrenden Mimen, um seinen Onkel Claudius,

den Mörder seines Vaters, mit seiner Untat zu konfrontieren. Er lässt sie den Brudermord, den ihm des toten Vaters Geist geflüstert hat, nachspielen. „Das Schauspiel sei die Schlinge, in die den König sein Gewissen bringe.“⁷¹ Doch der junge Hamlet hat sich noch mehr in den Kopf gesetzt. Bevor er den Durst seiner Rache löscht, will er die so sehr seiner harrenden Ophelia ihrer verkommenen Umgebung entziehen. Ihr die Sinne zu schärfen für das Geschehen um sie her und seine eigenen Absichten anzudeuten, wäre der plausible Weg, er aber wählt in seiner Selbstversessenheit und schieren Verzweiflung einen anderen. Er täuscht den anderen, aber auch ihr, den Wahnsinnigen vor, messert mit Worten tief in die arglos offene Seele und sticht dann ihren Vater nieder, versehentlich, weil er ihn für den verruchten Onkel hält. Das könnte schon Ophelias Ende sein, aber ihr Verstand rettet sich und ihren Leib in höchster Not, bevor er sich aufgibt, in einen neuen Zusammenhang. In dieser anderen Ebene kommt sie zu Worten, die scheinbar harmlos sind und doch der schärfste Scharfsinn nicht hervorbringt. „Where is the beauty's majesty of Denmark?“⁷², fragt sie mit dem ersten Satz in dieser verirrten Lage. Sie fragt das, endlich zu ihr vorgelesen, die alte Königin, die an der Seite des unerkannten Gattenmörders auch die neue Königin ist. Es ist eine Frage, die keine Suche nahe legt sondern ein Fazit und den ermordeten König ebenso meint wie dessen gemeuchelten Bruder und beider willig Weib. Es ist in diesem mir vorgeführten Aggregatzustand der Seele die Bilanz einer Serie von Ungeheuerlichkeiten, der wir im Lauf des Lebens so oder so ähnlich, ahnungslos oder wissend, immer wieder ins Auge schauen, und die wir erleiden, als müsse das so sein. Welcher Wahn geht hier um? Welcher Sinn? Wovor erschauern wir?

„Il se promène, lisant au livre de lui-même“⁷³, schreibt der französische Lyriker Stéphane Mallarmé in einem Prosa-Gedicht über den Intellektuellen Hamlet, der in dem wohl berühmtesten Selbstgespräch der Theatergeschichte seine innere Zerrissenheit vor uns aus-

⁷¹ William Shakespeare „Hamlet“, 2. Akt, 2. Szene

⁷² Ebenda, 4. Akt, 5. Szene

⁷³ „Er geht spazieren und liest im Buch seiner selbst.“

breitet. Vor seiner Rache wägt er sein endgültig eingetrübtes Leben gegen einen freiwilligen Tod ab und kommt zu dem Schluss, übermäßiges Zagen inmitten eines inakzeptablen Geschehens mache einen Feigling aus ihm. Das will er nicht sein und das wird er nicht. Er überwindet seine Bedenken, entscheidet sich zum Handeln und hat am Ende seines Spaziergangs einen stattlichen Leichenberg produziert. „Dead and gone“, singt Ophelia vor ihrem eigenen Freitod dazu, und das meint nicht einfach „tot und hin“, wie Schlegel übersetzt, sondern „tot und verloren“. Es ist wie erzwungenes Erwachen aus einem ausweglosen Traum. Wir wollen gar nicht wieder in die Welt zurück und Begonnenes fortsetzen, erst recht nicht voraus auf die Bühne, weil wir für möglich halten, dass auch dort das Blut keine Marmelade ist.

Ende der 1970er Jahre wurde die Aufbereitung von Texten für die Theaterbühne meine hauptsächliche Beschäftigung. Auf einmal ging es nicht mehr darum, in Rollen zu schlüpfen und probeweise mitzuspielen, sondern die Gründe des Spiels zu verstehen. Auf einmal ging es für mich auch im Theater um beobachtete Welt. Konnte es sein, dass dafür jemand ein regelmäßiges Salär herausrückte? Wo war dieser märchenhafte Ort? Er lag im Thüringischen, zu Fuß der legendären Wartburg, in deren Schatten eine ungarische Königstochter im 13. Jahrhundert tätige Nächstenliebe nach den Idealen des Franz von Assisi übte, in der ein vom Papst verbannter und vom Kaiser vogelfrei gesetzter Wittenberger Bibellehrer inkognito im Herbst 1521 das Neue Testament aus der Vulgata⁷⁴ und der Erasmus-Bibel⁷⁵ ins Deutsche übertrug und wo unweit des Marktplatzes eine Elisabeth Lämmerhirt ihrem Stadtpfeifer und Hoftrompeter Johann Ambrosius nach sieben Kindern 1685 ein Aechtes gebar, das mit seinen Tonschöpfungen bis heute die Welt entzückt. Wo war der Haken? Den gab es im engeren Sinne nicht, aber es gab eine folgenschwere Grenze. Nahe bei Eisenach verlief die heiße Naht, die eine unvernunftgeteilte Welt zerschnitt und

⁷⁴ Im Jahr 1516 veröffentlichte der Theologe und Philosoph Erasmus von Rotterdam (1465 oder 1469 bis 1536) eine kritische Edition des griechischen Neuen Testaments, die er anschließend ins Lateinische übersetzte.

⁷⁵ Als Vulgata wird der lateinische Bibeltext in der Revision älterer lateinischer Übersetzungen durch den Kirchengelehrten Sophronius Eusebius Hieronymus (347 bis 419) bezeichnet.

aneinander schmolz, an der in jedem Griff der Übergriff, in jeder Gebärde die Drohung, in jedem Vibrato die Angst lauerte. Sie lähmte in kurzer Zeit meine Illusion, von der Bühne des 1879 eingeweihten klassizistischen Theaterbaus aus Entwürfe für ein Leben ohne Hasstiraden und Demagogie, für ein erträgliches Nebeneinander in die Welt zu senden. Solche Arrangements waren und blieben unerwünscht, und in dem Erprobungsraum, der eine Zukunftswerkstatt gut und gern hätte fassen können, wurden Abgrenzung und Ausarren am Rande der Erstarrung nicht minder beschworen als draußen vor der Tür. Keine Experimente, war die Staatskulturparole, die an diesem Haus nicht nur *meiner* Gefühlslage und Gedankenwelt zuwider lief.

Höchstoben, unter dem Dach des dreigeschossigen Verwaltungsgebäudes mit Proberäumen, Intendanz und KBB⁷⁶ am Leninplatz, schräg gegenüber dem Theaterbau, war die Dramaturgie untergebracht. Sie bestand aus einem Vorzimmer mit ernstfalls schwer überwindbarer Sekretärin und einem anschließenden größeren Raum, den auf der Fensterseite das Dach anschrägte. Der Blick auf Hinterhofbebauung war trist, aber der Raum hatte andere Qualitäten. Auch wenn die naturwissenschaftliche Beweisführung mangels messtechnischem Equipment nach wie vor aussteht, behaupte ich allen Ernstes, dass die dreifach konzentrierten Gedanken meines Chefs, der Musikdramaturgin und mir ausreichten, um Schauspieler, Sänger, Regisseure oder den Intendanten selbst bei uns erscheinen zu lassen. Es ging so weit, dass wir im Beisein Ahnungsloser Wetten darauf abschlossen. Auch Textbücher und Libretti stellten sich auf diese Weise wie gerufen bei uns ein, und ich verglich die suggestiven Situationen in unserem Refugium mit denen im bulgakowschen Moskau, in dem das Auftauchen des Teufels und seiner Gefolgschaft eine zwingende Logik hat.

⁷⁶ KBB ist die Abkürzung für **K**ünstlerisches **B**etriebs**b**üro, in dem Veranstaltungen und Raumvergabe eines Theaters disponiert und koordiniert werden, nicht zu verwechseln mit dem unter dieser Adresse nicht abwegigen KGB, dem **K**omitet **G**ossudarstwennoi **B**esopasnosti, von 1954 bis 1991 die Bezeichnung für den sowjetischen Geheimdienst.

Eines solchen bemerkenswerten Augenblicks tänzelte im Dezember 1981 Till Eulenspiegel zu uns herein, nicht die Gestalt des um 1450, nahe den Anfängen des Buchdrucks mit beweglichen metallenen Lettern, in Braunschweig erschienenen Volksbuches, sondern wieder mal in einer neuen Dimension seines vielfältigen literarischen Lebens. Hans Sachs, Johann Baptist Fischart, Charles de Coster und Gerhart Hauptmann, um nur einige zu nennen, hatten ihn durch die Jahrhunderte bewegt, und nun gab es, anknüpfend an eine Filmerzählung, eine Bühnendramatisierung des Stoffes von Christa und Gerhard Wolf. Mit ihnen führte ich den Briefwechsel, um die für das Niedersächsische Staatstheater Hannover arrangierte Szenenfolge in Eisenach als DDR-Erstaufführung herauszubringen. Beide gaben ohne Weiteres ihre Zustimmung, aber die genehmigenden Instanzen der Kulturpolitik beeindruckte das wenig. So setzte ich außerdem auf einen Rest schlechten Gewissens, den ich für möglich hielt, seit man im Jahr 1960 den Platz vor dem Eisenacher Theater in Leninplatz umbenannt und im Zuge dessen einen ansehnlichen Eulenspiegel-Brunnen in seiner Mitte unauffindbar entsorgt hatte.⁷⁷ Was für Assoziationen hätten sich mit Verbleib dieses Gesellen eröffnet, noch vor dem Theater! Immerhin hielt er dort dank unserer dramaturgischen Offensive und eines mutwilligen Intendanten am Vorabend des Ersten Mai 1983 Einzug. Mehr als nur höflich begleitet wurde er vom volksfestfeierlich gestimmten Premierenpublikum, das tags darauf sein pflichtgemäßes Vormittagsprogramm zu absolvieren hatte, die verlangten Regularien aber längst für sich auslegte: spazieren statt marschieren, abwinken statt zuwinken und die Tribüne links liegen lassen.

Christa und Gerhard Wolf nehmen die historische Gestalt, von der nicht sicher ist, ob sie tatsächlich gelebt hat und stellen sie in die Zeit vor Beginn des Bauernkrieges, in die Epoche der Renaissance, die den Menschen der Neuzeit mit seiner Hinwendung zu einem mehr und mehr weltlich, wissenschaftlich und ökonomisch orientierten Denken gebiert. In

⁷⁷ Den Brunnen schenkte im Jahr 1927 der vermögende Gastronom, Hotelier und Geheime Rat Curt Elschner (1876 bis 1963) ein Jahr nach seiner Ernennung zum Ehrenbürger der Wartburgstadt. Bis dahin zierte er den Hof des seinerzeit größten und modernsten Hotels Europas „Excelsior“ am Berliner Anhalter Bahnhof, das der „Selfmademan“ Elschner im Jahr 1919 erwarb.

dieser gezielten Distanz gelingt es ihnen, „in einer Art von Verfremdung“ die Konflikte der unmittelbaren Gegenwart „unvoreingenommen zu betrachten“⁷⁸. Die Kappe ihres Till ist eine Tarnkappe und seine vorletzte Zuflucht vor dem Galgenstrick, der schon gewickelt ist. Die letzte Zuflucht ist, wie bei Hamlet, vorgetäuschter Wahnsinn, und mit diesem Wahnsinn treibt Till seine geliebte Anna, wie Hamlet seine Ophelia, tatsächlich dahinein. „Uns interessierte von Anfang an eine Gestalt, die, aus naiven, gläubigen Anfängen sich durch Lebenserfahrung herausarbeitend, am Ende die Machtverhältnisse und Konventionen ihrer Zeit durchschaut und, bis auf den Grund ernüchtert, aber nicht resigniert, mit ihnen umzugehen, ja zu spielen weiß“⁷⁹, sagt Christa Wolf. Das Wort „herausarbeitend“ verkürzte ich damals leichtfertig auf Tills spektakuläre Aktionen und hielt seinen Spiegel für nichts als Beiwerk und Indiz einer harmlosen Eitelkeit. ‚Durchschauen‘ ist in diesem Satz aber das wichtige Wort, und meiner Zeit am Fernrohr hätte ich mich in dem Zusammenhang erinnern sollen. So wie ein Spiegelteleskop das Sinn und Verstand überfordernde kosmische Ausmaß in überschaubare Portionen zerlegt, zeigt Tills Spiegel das wankende Gesellschaftsgefüge in seinen Facetten und Unordnungsebenen. Nicht als Akteur präsentiert er sich der verdutzten, sehr langsam die eigenen Kräfte begreifenden Menge, denn er ist kein Revolutionär, kein Wohl- oder Übeltäter. Er ist Beobachter. Den Fensterplatz hat er verlassen, doch nicht um einzugreifen. Er vermittelt das Geschaute und prüft es nach. Im Spiegel verschiebt und vertauscht und verdoppelt es sich zu einer Ansicht der Welt, die irritieren und verunsichern soll, bevor sie aus den Angeln reißt.

Was sehe ich aus meinen verschiedenen Fenstern? Jedenfalls keine Zukunft, denn einen Sinn, der mich auch nur ein winziges Quantum vor ihrem Eintreffen verspüren ließe, habe ich nicht. Nur Scharlatane und niemals Propheten werden behaupten, in die Zukunft blicken zu können. Alles Vorhergesehene sind immer auf Grund von Erfahrungen aus dem

⁷⁸ Christa Wolf in einem Interview mit Hans Kaufmann in „Auskünfte. Werkstattgespräche mit DDR-Autoren“, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1974

⁷⁹ Ebenda

Bogen der Ereignisse über den Augenblick hinaus verlängerte Prognosen, sind Vermutungen in Anbetracht der erlebten Wirklichkeit. Mehr ist nicht möglich, und selbst diese Wirklichkeit ist mit meinen fünf Sinnen, bei denen es seit hunderttausend Jahren geblieben ist, nur begrenzt wahrnehmbar. Ein Narr, der allen Ernstes behauptet, sie in Anbetracht seines Verstandes auch nur annähernd begreifen zu können.

Das ist nicht vielversprechend in der Not, und die ist groß. Andererseits hat diese Grundausstattung für einen Zeitraum von hunderttausend Jahren ausgereicht. Warum soll mir die Zukunft nicht gewogen bleiben? Warum sollen mir weitere einhundert, fünfhundert, tausend Jahre nicht möglich sein? Und wenn es so wäre, diese längst nicht sicheren Fristen nehmen sich angesichts des zurückgelegten Weges doch sehr bescheiden aus. Was geschieht mit dem Lebensraum, den die Menschheit im Holozän, vor reichlich zehntausend Jahren, begonnen hat zu verarbeiten? Warum ist es so leicht und immer leichter, ihn einzuschränken, dagegen so schwer und immer schwerer, ihn zu behalten?

Fasziniert hat mich stets die unbewusste Koordination von Populationen im Tierreich. Fisch-, Vogel- oder Insektenschwärme, Rudel und Herden reagieren auf Veränderungen in ihrer Umwelt zuweilen in einer Abgestimmtheit, die ohne einen Gesamtimpuls, der sich über die Reaktionsfähigkeit des Einzelwesens legt, nicht möglich ist. Wenn es um die Behauptung der Gesamtheit geht, um die Sicherung einer Beute, um ihre Zuflucht vor einer Gefahr, putscht dieser Gesamtsinn die Eigenbewegung auf oder schränkt sie ein. Ist diese übergreifende Steuerung auf unserem langen Weg ins bewusste Existieren abhanden gekommen? Ist das der Preis für den erworbenen Hirnzuwachs, für das aufgespürte und freigelegte Ich? Im Tierreich führt ihr Verlust zur Verrottung oder zum Verlöschen der Population. Kann der Mensch kraft seines Selbstbewusstseins diesen existenziellen Mangel ausgleichen?

Eine Version eines solchen Zuwachses, der die Zukunft öffnet, sind die Borg, eine Zivilisation im Star Trek-Universum.⁸⁰ In einem kollektiven Bewusstsein, das kein Partikel sich selbst überlässt und jedes restlos aufbraucht, assimilieren die Borg andere Rassen und Techniken. Sie eignen sie sich an und werden dadurch in ihrer Gesamtheit resistent für jede neue Variation ihrer Umwelt, aber das totalitäre Konzept der Borg ist in unserem noch vorhandenen Verständnis vom Wert und Eigenwert der sozialisierten Kreatur eine Perversion des Bewusstseins. Lässt es sich liberalisieren und im besten Sinne humanisieren? Kann die globale Gemeinschaft auch mit werterhaltenden Spielräumen für das einzelne Individuum ihr Konfliktpotenzial überdauern?

Indizien deuten darauf hin, dass es der Menschheit mit Hilfe des in den letzten Jahrzehnten rasant entwickelten technischen Fortschritts gelingt, den lange bekannten globalen Zusammenhang⁸¹ langsam auch zu verspüren. Aus diesem Zuwachs an Gespür könnte Verantwortung für ein Handeln kommen, das die allem Anschein nach schon verlorene Zukunft wiedergewinnt. Es zeigt sich, wenn die bedachten Folgen uns dazu führen – überzeugt oder zweifelnd - Mögliches unterlassen und neu überdenken zu können.

Noch vor einhundert Jahren schrieb Anton Tschechow⁸², ein Gewehr, das im ersten Akt eines Stückes an der Wand hängt, müsse im letzten Akt auch abgefeuert werden. Dem geht die bittere Erfahrung voraus, dass der Mensch alles, was er zu tun in der Lage ist, und sei es sein Verderben, auch tut. Tut er es nicht, ist er nicht glaubhaft. Wäre das immer noch so, wie erkläre ich dann, dass seit über 40 Jahren aus noch keinem der welt-

⁸⁰ Die US-Fernsehserie „Star Trek“ beschreibt eine Zukunft, in der die Menschheit die meisten der heutigen Probleme, wie etwa soziale Ungleichheit, Rassismus, Intoleranz, Armut und Krieg überwunden und Kontakt zu außerirdischen Zivilisationen hat. Kapitalismus und Geldfunktion existieren nicht mehr.

⁸¹ Anfang des 16. Jahrhunderts begann der portugiesische Seefahrer Ferdinand Magellan (1480 bis 1521) als Erster die Umsegelung der Erde und bestätigte ihre Kugelartigkeit, in der sie ihrerseits als Raum-Schiff durch das Universum zieht.

⁸² Anton Pawlowitsch Tschechow (1860 bis 1904) war russischer Erzähler und Dramatiker. Nach einem Medizinstudium an der Moskauer Universität praktizierte er jahrelang als Arzt, um Eltern und Geschwister ernähren zu können. Während er sich tuberkulosekrank auf der Krim behandeln ließ, schrieb er das Drama „Drei Schwestern“ (1901) und kurz vor seinem Tod die gesellschaftskritische Komödie „Kirschgarten“ (1904).

weit installierten Massenvernichtungsarsenale, aus denen heraus wir uns belauern, ein Geschoss auf sein programmiertes Ziel abgefeuert wurde? Mit dem Zufall? Wer oder was blockiert den immer wieder trainierten simulierten ultimativen Knopfdruck, der, und diese Möglichkeit besteht fortwährend, die Menschheit in Stunden auslöscht? Der lähmende Schreck, der das Untergangsszenario ins Kopfinnere bannen mag, erklärt mir nur den Augenblick. Müsste ich nicht, sobald ich zu mir komme, schleunigst das teuflische Potenzial vernichten? Wofür behalte ich es aufgehäuft?

Im Jahr 1902 schreibt Tschechow an Sergei Diaghilew⁸³ nach Petersburg: „Die heutige Kultur ist der Beginn einer Arbeit im Namen einer großen Zukunft, einer Arbeit, die vielleicht noch Zehntausende von Jahren dauern wird, damit die Menschheit, wenn auch in ferner Zukunft, die Wahrheit eines wirklichen Gottes erfahre, das heißt nicht errate und nicht bei Dostojewski suche, sondern klar erkenne, so wie man erkennt, dass zwei mal zwei vier ist.“ Diese unerhörte Zuversicht an einem absehbaren Lebensende stellt, lange bevor sich der mathematisch-physikalische Verstand eines Einstein und Heisenberg darum kümmern wird, eine Weltformel in Aussicht, die sichere Vorhersagen in der Natur, zu der unzweifelhaft auch jeder Funken Verstandes gehört, zulässt. Die Frist, die Tschechow zum Erkennen und Erreichen dieser ihren Namen verdienenden Zukunft gibt, legt er, auch das ist bemerkenswert, hinter die bislang probierten tausendjährigen Reiche, von denen – und damit enden die nicht nur schlechten Nachrichten – uns momentan keines zu schaffen macht.

Übrig geblieben von den sozialen Verbänden, in denen wir uns zumeist gegeneinander geordnet und gesammelt haben, ist wenig mehr als ein desillusionierendes wirtschaftsdominiertes Gefüge, das auf Privateigentum der Produktionsmittel beruht und sich über den sogenannten freien Markt regulieren soll. Die Rede ist vom Kapitalismus, der mit

⁸³ Sergei Pawlowitsch Diaghilew (1872 bis 1929) war Herausgeber, Kunstkritiker und Kurator. Seine besondere Fähigkeit war, Kunst und Künstler zusammenzubringen. 1906 wurde Paris sein Lebensmittelpunkt. Er traf Zola, Massenet und Gounod, inszenierte Opern und Ballette und stellte aus den besten Tänzern des Landes, darunter Anna Pawlowa und Vaslav Nijinsky, mit dem er jahrelang liiert war, das „Baletts Russes“ zusammen.

Kompass, Schießpulver und beweglichen Lettern auszog, den Merkantilismus des Mittelalters zu überwinden, der die Welt erobert hat und sich seitdem gegen jede andere Gemeinschaftsalternative behauptet. Seine Fürsprecher feiern das als Erfolg und erklären ihn mir mit meiner Wesensart. Meine naturgegebene Gier sei es, die das vom Kapital her strukturierte System entwickelt habe. Anstatt es in aussichtslosen Scharmützeln zu bekämpfen, solle ich mich besser mit ihm abfinden, es als Auswurf meiner fatalen Neigungen akzeptieren und kultivieren, ihm Regeln geben und einen Rahmen setzen, in dem ich mich getrost entfalten könne. In ihm, wird mir gebetsmühlenhaft versichert, lägen meine Gelüste sozusagen an der Leine und ich müsse mir um sie und um mich keine Sorgen mehr machen. Tatsächlich, und das bemerken die jederzeit oder neuerdings daran Zweifelnden, sanktioniert der Kapitalismus mit seinen Regeln die Maßlosigkeit. Im Namen des Kapitals spricht er den, der es hat oder nach ihm trachtet, von jedweder Rücksichtnahme auf seinesgleichen frei.

„Es ist nicht die Freiheit an sich, die uns schadet. Es ist die Ideologie der Freiheit“, bemerkt der chinesische Konzeptkünstler Ai Weiwei.⁸⁴ „In Amerika dient die Freiheit als eine Art Superideologie, die alles rechtfertigt. [...] Das Böse im Menschen aber tritt immer dann in Erscheinung, wenn sie sich einer abstrakten Superideologie hingeben. Dass sich auch Freiheitswerte zu einem solchen ideologischen Missbrauch eignen, ist die wichtigste Erkenntnis der Stunde.“⁸⁵ Im Kapitalismus der vermeintlich zivilisierten Art zerfällt eben jetzt ein Wertesystem, das über Jahrtausende hinweg die menschliche Sozialisation bei allen Rückschlägen immer wieder stabilisiert hat und allem Handeln ein Maß gab. Mit ihm entsteht ein Gefüge, das ohne Wenn und Aber Gewinn und Besitz maximiert, alles Vorhandene quantifiziert und ihm einen Zahlenwert zufügt. Jegliches hat seinen Preis, wird zur Ware, wird käuflich und handelbar, sei es mein Kopf oder auch nur ein Gedanke, sei es

⁸⁴ Ai Weiwei (1957) ist Sohn des chinesischen Dichters und Regimekritikers Ai Qing. Im Jahr 1981 ging er in die USA. Seit 1993 lebt er wieder in China. Mit seiner ungewollt zusammengestürzten Skulptur und dem Projekt „Fairytale“ war er bemerkenswerter Akteur der „documenta 12“ in Kassel.

⁸⁵ Ai Weiwei in DIE ZEIT vom 26.03.2009

mein Herz oder auch nur sein Schlag, sei es das Licht oder auch nur mein Schatten. Die anfänglichen Skrupel, jedes Natur- oder Gedankengut zur Ware zu entwürdigen, sind lange verflogen, jeder Versuch, darin enthaltene materielle, energetische, geistige oder sittliche Ressourcen darzustellen, sind längst zu reiner Spekulation verkommen und, das wissen wir von den Postmodernen, auch zu reiner Illusion. Ohne viel Aufhebens wird der Wert eines Schmetterlings oder seines Flügelschlags beziffert. Ohne mit der Wimper zu zucken, wird der Wert eines Ehrenwortes gegen den eines Auftragsmordes abgewogen. Ohne jeden Skrupel rechne ich den Betrieb eines Beatmungsgerätes gegen meinen Herzstillstand auf und gebe mir selbst in diesem System so viel Wert, wie ein anderer bereit ist zu zahlen. So gut wie keinen, wenn ich mich zum Hartz-IV-Empfänger⁸⁶ oder Ein-Euro-Jobber entwürdigte, zum Wähler nach der Stimmabgabe oder zum Frontsoldaten. Schon mehr, wenn ich mich wählen lasse oder mit meinen Fähigkeiten in eine Marktlücke schlüpfe. Am allermeisten, wenn ich mir gewisse Begnadungen fantastisch honoriere oder ohne jeden Skrupel gigantische Abfindungen für Schlechtleistungen als Fußballtrainer oder Aufsichtsrat kassiere oder auf Kosten der Steuerzahler meinen Reibach mache und den Kopf aus hochverdienten Schlingen ziehe. Immer dann, wenn ich dem Kapital den Weg auf mein möglichst steuerparadiesisches Konto ebene bis es mir zum Hals heraushängt, den ich aber niemals voll bekomme. Das ist das neue ungeheuerliche Maß, das Ernst Theodor Amadeus selbst bei aufgerissenstem Fenster nicht absehen konnte.

„Die Abschaffung aller Regeln, genauer: die Reduzierung aller Regeln auf das Gesetz des Marktes ist das Gegenteil von Freiheit – nämlich die Illusion. So altmodische und aristokratische Werte wie Würde, Ehre, Herausforderung, Opfer zählen darin nicht mehr.“

⁸⁶ Im Jahr 2002 beauftragte der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder eine Kommission mit der Reformierung des Arbeitsmarktes. Sie legte ein nach dem Kommissionsmitglied und damaligen Mitglied des Vorstandes der Volkswagen AG Peter Hartz benanntes Konzept vor, aus dem Gesetze hervorgingen, die in den Jahren 2003 bis 2005 den Weg der Bundesrepublik Deutschland in die Zweiklassengesellschaft zum Staatsziel erklärten. Peter Hartz wurde kurze Zeit später als Firmenbetrüger entlarvt und im Jahr 2007 rechtskräftig zu zwei Jahren Haft auf Bewährung und einer Geldstrafe von 576.000 € verurteilt. Sein Name für die Arbeit und Menschen missachtenden Regelungen wurde folgerichtig beibehalten.

sagt Jean Baudrillard und setzt hinzu: „Der immanente Irrsinn der Globalisierung bringt Wahnsinnige hervor, so wie eine unausgeglichene Gesellschaft Delinquenten und Psychopathen erzeugt. In Wahrheit sind diese aber nur die Symptome des Übels.“⁸⁷ Mit den Wahnsinnigen meint er an dieser Stelle Terroristen, in denen ich maximal Verzweifelte sehe. Die wirklich Wahnsinnigen treffe ich dieser Tage zum Beispiel im Rayborn House in Downtown Manhattan, in dem amerikanische Kongressabgeordnete in Anhörungen herausfinden wollen, was falsch gelaufen ist an den gigantischen Transaktionen des US-Versicherungskonzerns AIG⁸⁸, der bis zu seinem Zusammenbruch zum „gefährlichsten Monster“ mutierte, „das je an der Wall Street umging, ein King Kong der Konzerne, so mächtig, dass zu befürchten stand, das Untier könne unser Finanz- und Wirtschaftssystem, ja, den Kapitalismus an und für sich zugrunde richten.“⁸⁹ Ich hoffe, diese Aussicht ist nicht für lange verloren und wundere mich über das von Reformfähigkeit faselnde globale Führungspersonal. Oder auch nicht, denn wie sollen sie ohne Kapitalismus auf Kosten anderer noch auf ihre eigenen kommen?

Ich sähe auch gern, wie die wutentbrannte bulgakowsche Margarita, zum Beispiel lebensversichert bei der AIG, heute zu Werke ginge? Ließe sie im New Yorker Firmensitz Ecke Pine Street-Wall Street oder in der Londoner Filiale, in der als jüngste Ausgeburt der Gier die strukturierten Finanzprodukte ersonnen, in die Welt gestreut und von Globalplayern und kapitalkräftigen Schnäppchenjägern dankbar aufgegriffen wurden, wiederum besenreitend hammerschwingend die Scheiben klirren oder hätte sie wirksamere Hilfsmittel zur Hand? Legte sie die Gebäude zum Exempel samt und sonders in Schutt und Asche? Die Reaktion des teuflischen Asasellos wäre vermutlich dieselbe. Ins Herz getroffen wären

⁸⁷ Zitat aus einem Interview mit Jean Baudrillard „Das ist der vierte Weltkrieg“ in DER SPIEGEL vom 15.01.2002

⁸⁸ Die American International Group wurde im Jahr 1919 in Shanghai gegründet, hatte vor ihrem Zusammenbruch im September 2008 über 100.000 Angestellte in 130 Ländern und versicherte weltweit Kreditgeschäfte zuletzt im Wert von 562 Milliarden Dollar.

⁸⁹ Zitat aus „Im Hauptquartier der Gier“ in DER SPIEGEL vom 13.07.2009

ein Hank Greenberg⁹⁰ oder Joseph Cassano⁹¹ davon nicht und selbst wenn, es kämen doch nur unansehnliche Umwälzpumpen nebst abgenutzter Kreisläufe mit höchstens ein paar Dollar Restwert zum Stillstand. Die systematische Gier, mit der außer Rand und Band geratene Zahlenakrobaten den Planeten in wenigen Jahren an den Rand der Unlebarkeit gerechnet haben, hält das nicht auf.

„Die Finanzwelt der Wall Street, die Banken, die großen Versicherungen waren ein Monster, das uns alle beherrscht hat“, konstatiert Ai Weiwei. „Meine Hoffnung ist, dass es nicht wieder aufsteht. Die Krise muss andauern, nicht damit unsere Lebensgrundlagen weiter zerstört werden, aber damit die alten Strukturen irreparablen Schaden erleiden und etwas Bedeutungsvolles, Neues entstehen kann. Das Supermonster zu besiegen würde heißen, dass wir persönliche Freiheitswerte wiederentdecken, die nicht dem Materialismus, Geld und Zahlen frönen, sondern ehrlichen Beziehungen zu Natur, Nachbarn und Freunden verpflichtet sind.“⁹² Es ist, als berührten diese Worte im konjunktivischen Futur das nicht mehr glaubhafte, märchenferne: „als das Wünschen noch geholfen hat“, das verlorene Menschlichkeit rekapituliert.

Aufregend an Ai Weiwei's Sätzen ist ihre Struktur. Sie flirren durch Indikative und Konjunktive, bündeln Präsens, Perfekt, Imperfekt und Futur zum irritierenden Statement einer tief verwundeten Seele, die aber mit keinem einzigen ihrer einhundert Watt von dem Anspruch abrückt, unverkäuflich und präsent zu sein. Der Imperativ zielt auf den kantschen, den Großvater in mein Poesiealbum schrieb: „Handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, nie-

⁹⁰ Maurice „Hank“ Greenberg (1925), 38 Jahre lang Oberboss der AIG, frisierte im Jahr 2000 die Konzernbilanz um 500 Millionen Dollar. Die New Yorker Staatsanwaltschaft begann Ermittlungen, nach denen fünf Jahre später der Vorstand des Konzerns seinen Boss für die Einstellung des Verfahrens opferte.

⁹¹ Joseph Cassano, acht Jahre Chef der Londoner Filiale der AIG, was er sich mit 280 Millionen Dollar vergüten ließ, bescherte dem Konzern im Frühjahr 2009 einen Verlust von 11,5 Milliarden Dollar. Für diese Leistung wurde ihm von der Zentrale der Rücktritt empfohlen. Ab April 2009 erhielt er für diese unangenehme Bewegungsänderung bis zum Jahresende ein Schmerzensgeld von monatlich einer Million Dollar.

⁹² Ai Weiwei in DIE ZEIT vom 26.03.2009

mals bloß als Mittel brauchst.“ Gewiss hat dieser Satz mich öfter vorsehen und genau hinsehen lassen, als zum raschen Handeln angespornt. Kann sein, er ist genau in diesem Sinn gemeint. Immerhin erwartet der, dessen Brot ich esse, keine Lieder von mir, ein kleiner Trost aber längst kein Grund zur Zufriedenheit, denn auch in jeder Neugier steckt die Gier.

So ist eine Aussicht vorhanden, die ich schlecht gutheißen kann. Gut zu sehen wäre eine Form des Zusammenlebens, ein rhizomes Netz etwa, das verknüpft ohne zu fesseln, derzeit als Internet im globalen Test aber noch auf der allerersten Stufe eines chaotischen Austauschs von Informationen. Erst in vereinzelt Knoten strukturiert es sich allmählich, wird konspirativ, entzieht sich pragmatischem Zugriff und löst uns aus den Erzwungenheiten der eigenen Gravitation. Folge ich dem genialen Hawking, ist das sogar die einzige Chance für die Menschheit, im wahrsten Sinne des Wortes davonzukommen. Indessen, parallel, plündern und vermindern wir tagtäglich im Raum die Zeit.

Manchmal, wenn ich nach dem Mittagessen am Wohnzimmerfenster war und die Großmutter nach beendetem Abwasch aus der Küche kam, rückte sie ihre Fußbank, die ich nicht mehr brauchte, neben mich und sah mit mir hinaus. Vergessen habe ich, worüber wir dann sprachen, aber bis heute in Erinnerung blieb mir ein Tag, an dem der städtische Müllwagen vor das Fenster fuhr, stoppte und wie üblich zwei Männer mit ledernen Schurzen und Handschuhen von der Rückseite des Wagens absprangen, an der sich auf jeder Seite ein kleiner Tritt und ein Griff für die Mitfahrt von Haus zu Haus befand. Im Begriff, die zuvor an den Bordstein gerollten Tonnen zum Wagen zu drehen, sie der Reihe nach in den abgesenkten Hebelarm unter der Öffnung ins Wageninnere einzuhängen und mit einem Knopfdruck die geräuschvolle Leerung auszulösen, wünschte ihnen die Großmutter einen Guten Tag. Ohne den Vorgang zu unterbrechen, nur um einen Blick herauf zu uns verzögert, grüßten beide zurück. Als sie aufgestiegen waren und der Wagen weiterfuhr,

fragte ich nach ihnen in der Annahme, Großmutter kenne sie. „Wenn ich die Müllmänner grüße, grüße ich die Arbeit“, bekam ich zur Antwort. Dieser einfache genaue Satz ohne weiteren Kommentar, der mir lange Zeit nichts sagte, erwies sich als der Schlüssel zum Verständnis des kantschen kategorischen Imperativs. In welcher Form menschliche Arbeit auch immer erscheint, eine Unterscheidung in geringe und wertvolle ist inakzeptabel. Die Kunst – oder der Sinn des Daseins – besteht darin, das angemessene Maß an Selbstbeteiligung täglich aufs Neue herauszufinden, zum Beispiel einen Tatverzicht oder einen unterlassenen Schritt oder einen wohlwogenen Gruß, oder einen detaillierten Blick. Dann ist das Ende eines jeden Tages aussichtsreich.